This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

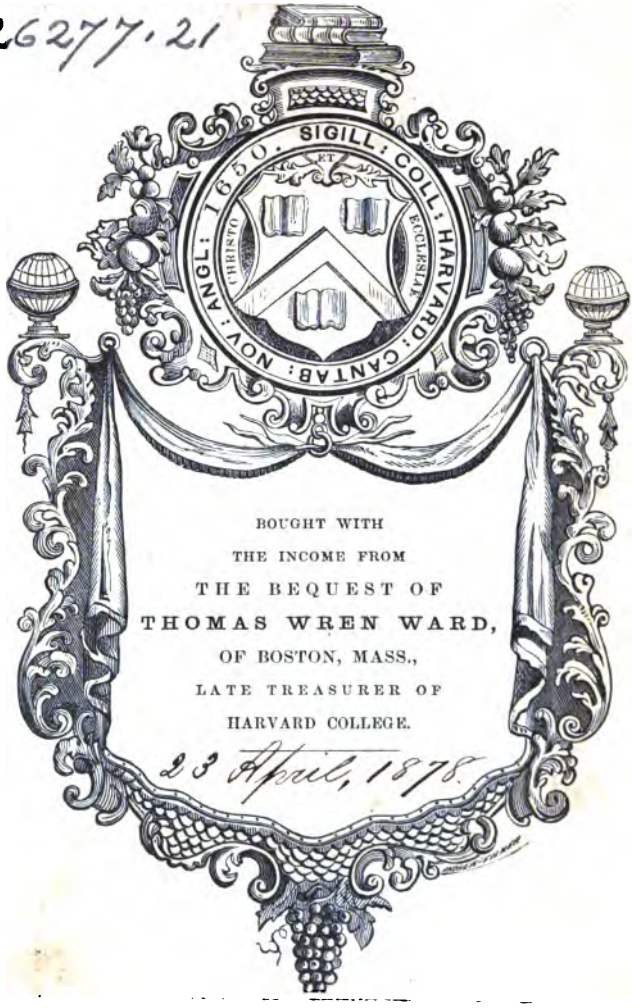
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

26277
21

Harvard College,
1855.

26277.21



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.

23 April, 1878.

6277.21

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.

23 April, 1878.

Westphälische

Volkssagen und Erzählungen.

Für

Jung und Alt.

(Albert Peter) Von

Johann Krüger.

Zweite Auflage.

Wiesbaden.
Wilhelm Friedrich's Verlag.
1855.

~~XXI, 153~~
26277.27
1878, April 23.
Ward fund.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche dies Büchlein bei seinem ersten Erscheinen in allen Gauen Westfalens gefunden, sowie der rasche Absatz desselben veranlaßten mich, eine zweite Auflage zu veranstalten.

Dieselbe ist noch einmal genau durchgesehen, von Druckfehlern gereinigt und um ein Bedeutendes schöner, als die erste Auflage, ausgestattet. —

Ich glaube dies Büchlein allen Lesern, die an einer einfachen, aber dennoch belehrenden und unterhaltenden Lektüre Geschmack finden, empfehlen zu dürfen. Möge es manchem Familienkreise in langen Winterabenden die Zeit auf eine angenehme und nützliche Weise verkürzen.

Der Verfasser

J. Krüger.

Die Gründung des Kloſters Weddinghauſen.

In dem anmuthigen Ruhrthale, das Gott ſo reich geſegnet hat mit üppigem Wieſenwachs, wie den Fluß mit Fiſchen mancher Art, lebte vor ungefähr ſiebenhundert Jahren ein alter Bauer Namens Wedde, wegen ſeines rechtſchaffenen, gottesfürchtigen Wandels von ſeinen Nachbaren der fromme Wedde geheißen. Dieſer Mann, ein Greis von ſiebzig Jahren, war nur arm an Gut und Geld; denn er beſaß weiter Nichts, als eine kleine, baufällige Hütte am Saume des Waldes und ernährte ſich durch Fiſchen und Holzhauen; aber in ſeiner ſchlechten Wohnung barg er einen Schatz, der mehr werth war, denn Gold und Silber. Es war aber dies nun nicht etwa ein „Tiſchlein decke dich", ſondern ein „Ich eſſe und trinke gern", nämlich ein holdes Mägdlein von achtzehn Jahren, des Greiſes Enkelin. Ein lieblicheres Kind war

auf zehn Meilen in der Runde nicht zu finden. Wer ſie ſah, meinte, ſie wäre eine Roſe ohne Dornen, ein Engel ohne Flügel. Doch ſie war nicht allein anmuthig, ſondern auch fromm und ſittig, und ließ keinen Feſttag vorübergehen, ohne daß ſie nach der eine halbe Stunde von ihrer Hütte liegenden Burg Arnsberg wandelte, um in der dortigen Kapelle die Meſſe zu hören und Gott für Leben und Geſundheit zu danken. Sie war des Großvaters Eins und Alles, ſein Stolz und ſeine Freude, ſeine Stütze und ſein Stab. Darum betete er auch täglich zu Gott: „O Herr, laß mich nicht eher in die Grube fahren, bis ſich ein wackerer Mann für ſie gefunden hat, ſie zu ſchützen und zu halten in allen Lebensnöthen.“

Wenn die holdſelige Edeltrud, ſo war ihr Name, in ihrem kurzen Wollröckchen und knappen Mieder, feſttäglich gekleidet, zum Kirchgange dahinſchritt, die Augen demüthig auf den grünen Raſen geheftet, wie es einer ſittigen Magd wohl anſteht, ſo ruhten Aller Augen mit Wohlgefallen auf dem blühenden Kinde. Die Jünglinge ſeufzten: „O wie glücklich muß der ſein, der ſie als Hausfrau heimführt!“ Die Alten betrachteten ſie ſchmunzelnd und meinten: „Schade, daß unſer Kopf ſchon grau und das Gebein mürbe iſt, ſonſt möchten wir wohl auch noch um das Mägdlein werben!“ Selbſt die Frauen und Mädchen, die ſchon damals — wie auch noch jetzt —

ſelten ein gutes Haar an Ihresgleichen ließen, zogen Edeltrud doch nicht durch die Hechel und ſagten: „Ja, ja, die Dirne wäre vollkommen, wenn ſie nicht einen kleinen Leberfleck über der rechten Augenbraue hätte.“

Nun aber herrſchte zu jener Zeit in der Burg Arnsberg, die mächtig und gebietend von einem hohen Berge ins Ruhrthal hinabſchaute, ein Graf, Namens Heinrich, ein tapferer, in allen ritterlichen Künſten wohlerfahrener Herr; aber ſonſt ein harter, jähzorniger Mann, der vor Allem die Weiber liebte und den Wein. Anders aber war ſein Bruder, Heinrich der Jüngere. Dieſer zeigte ſich als das Muſter eines ritterlichen Jünglings, tapfer und großmüthig, leutſelig und brav, und dabei immer luſtigen Sinnes. Nur einen Fehler hatte er mit ſeinem Bruder gemein, den Fehler — daß er in jedes ſchöne Mägdlein, das ihm vorkam, bis über beide Ohren verliebt war.

Beide Brüder erblickten an einem hohen Feſttage in ihrer Burgkapelle, welche damals der umliegenden Gegend zur Gottesfeier diente, die anmuthige Edeltrud und dachten: „Das wäre ein Mägdlein, zur Kurzweil ſo recht wie geſchaffen!“ Von einem Ehebündniß konnte natürlich, weil ſie nur eine Bauerndirne war, keine Rede ſein. Der jüngere Bruder — wir wollen ihn ſchlechtweg Junker Heinrich nennen — verließ die Kapelle, noch ehe der Prieſter den Segen geſprochen, und harrte an der Pforte

auf das Herauskommen Derjenigen, die er als gute Beute ansah. Es währte nicht lange. Die Menge der Kirchengänger strömte heraus; unter ihnen auch Edeltrud, die, wie immer, mit gesenkten Blicken behende den Berg hinunterging, der Gegend zu, wo ihre Hütte lag. Junker Heinrich folgte ihr mit raschen Schritten, und als sie schon nahe dem Thale war, da trat er plötzlich ihr in den Weg und sprach scherzend: „Ei woher des Weges, schöne Maid?“ — „Komme aus dem Gotteshause, Herr, und will nach Hause,“ antwortete sie, ohne das Auge zu erheben. — „Darf ich Dich geleiten, Du zarte Blüthe des Thales?“ sagte er zärtlich. „Der Weg ist gar so rauh und holprig, Du könntest leicht fallen.“ — „Nicht doch,“ versetzte sie lächelnd, „mache den Weg oft, Herr, ist mir noch nie dergleichen begegnet.“ — Sie wollte fürbaß schreiten; aber der Edeljunker nahm sie bei der Hand und scherzte weiter: „Nun, wenn Du mich auch nicht zum Begleiter haben willst, holdseliger Engel, so wirst Du mir doch wenigstens gestatten, Deinen rosenrothen Mund zu küssen.“ Er umschlang sie dreist. Sie aber stieß ihn heftig von sich und sprach zornig: „Schämt Euch, Herr, einer ehrbaren Dirne Gewalt anzuthun! und noch dazu an einem Festtage. Fürchtet Ihr die Strafe der Heiligen nicht?“ — „Ei, Närrchen, die Heiligen haben, ehe sie heilig wurden, auch die holden Mägdlein gern gehabt,“ erwiederte Heinrich, und wollte ihr mit Gewalt

einen Kuß rauben. Doch sie wehrte und sträubte sich und schrie um Hülfe. Da kamen noch mehrere Kirchengänger den Berg herab. Das sah der Junker und ließ ab von seinem Vorhaben und sprach: „So gehe denn für diesmal hin, sprödes Närrchen. Ich hoffe, Dich bald wiederzusehen!“

Edeltrud ging entrüstet ihres Weges, indeß der Junker sich bei den Vorübergehenden nach ihrem Namen und ihrer Wohnung erkundigte. Als er erfahren, was er zu wissen verlangte, kehrte er, über alle Maßen verliebt in sie, nach der Burg zurück. Die Wanderer — es waren Nachbaren des alten Wedde — holten sie bald wieder ein. „Wer war denn der freche Jüngling, der so eben mit Euch sprach?“ fragte Edeltrud dieselben. — „Ei, wahre Deine Zunge, Dirne,“ gaben sie zur Antwort. „Wie magst Du den Bruder des regierenden Grafen von Arnsberg nur schmähen?“ — „Und wenn es der Herr selbst gewesen wäre,“ sagte sie freimüthig, „ein solches Betragen geziemt nicht einmal einem Bauer, viel weniger einem Edeljunker.“ — „Das sind gerade die Schlimmsten,“ meinte ein Alter, „sie glauben, den hohen Herren sei Alles erlaubt.“

Als Edeltrud wieder vor ihrem Großvater stand, erzählte sie ihm, was ihr begegnet wäre. Der Alte erschrak. Er hatte Viel von den beiden Grafen gehört, aber wenig Gutes. „Arme Edeltrud,“ sprach er voll Betrübniß, „mir

ahnt, dieſe Begegnung wird Dir kein Glück bringen. Der Edeljunker wird Deiner frommen Unſchuld Fallſtricke legen. Wir müſſen wohl auf unſerer Hut ſein.“ — Beide ſetzten ſich zu Tiſche und verzehrten ihr ärmliches Mittagsmahl, aber nicht mit Heiterkeit, wie ſonſt. Der Großvater ſeufzte und Edeltrud ließ den Kopf hängen, wie eine kranke Taube. Die Worte des Alten hatten ihr die Beſorgniß eingeflößt, es werde ihrem Herzensfrieden bald Gefahr drohen.

Indeſſen dachten die gräflichen Brüder auf Arnsberg unaufhörlich an die ſchöne Enkelin des ehrlichen Fiſchers. Jeder beſchloß, ſie für ſich zu gewinnen, ohne daß Einer von des Andern Abſicht Etwas wußte. Der regierende Herr hatte durch ſeinen Leibdiener Konrad Kunde über die Dirne einziehen laſſen und gab dieſem den Befehl, ſie auf irgend eine Weiſe ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Konrad war ein ſchlauer Hecht und dabei böſen Herzens. Er hatte ſeinem Herrn, der zur Zeit noch Junggeſelle war, ſchon in manchem Liebeshandel gedient. Er verſprach, ſein Möglichſtes zu thun. „Erſt gebrauchen wir Liſt,“ ſagte er zu ſeinem Herrn, „und wenn die nicht hilft, ſo wenden wir Gewalt an. Die Weiber ſind eitel — ich kenne ſie durch und durch — ſie putzen ſich gern; ſie lieben die goldenen Kettlein und Ringelein. Darum will ich ſogleich ein ſolches Kleinod anfertigen laſſen. An dieſen Köder beißt das Goldfiſchlein, die ſchöne Edeltrud, gewiß.“

Junker Heinrich hingegen dachte für's Erste nicht an solche Mittel. Er meinte: „Ein so hübscher Fant, als ich, wird doch wohl eine arme Fischerdirne gewinnen können. Bis jetzt hat mir noch Keine widerstanden, und Diese wird doch keine Ausnahme machen." Er nahm sich vor, schon am folgenden Tage sie aufzusuchen und in seinen Liebesbewerbungen fortzufahren.

Am andern Morgen in aller Frühe, als das Sonnenlicht die Zinnen der Burg vergoldete, sprang er rasch von seinem Lager auf, zog ein unscheinbares Jagdkleid an, stülpte das Sammetbaret auf die pechschwarzen, lang herabrollenden Locken und griff nach seiner Armbrust. So schritt er hinunter in's Thal, über die hölzerne Ruhrbrücke weg und hinein in den schattigen Eichen- und Buchenwald, und begann zu jagen. Aber der feiste Hirsch und das behende Reh waren heute vor ihm sicher; denn die holde Edeltrud, von der er die ganze Nacht geträumt, quirlte ihm vor den Augen herum und ließ ihn sein Ziel verfehlen. Nach einigen Stunden des Jagdvergnügens suchte er die Hütte des alten Wedde auf. Er trat ohne Zögern hinein und sah Edeltrud vor sich, die am Rocken saß und spann. Sie war allein, und der Großvater, seinem Tagewerke nach, in den Wald gegangen. Das Mägdlein ward, wie Schnee, so blaß, und sprang erschrocken von der Bank auf, als sie den Junker erblickte. Er aber blieb auf der Schwelle stehen und sprach sanft:

breitet und funkelte und blitzte gar herrlich, so daß der argliſtige Konrad meinte: „So einem güldenen Kettlein widerſteht kein armes Mägdlein.“ Das glaubte er aber nur, weil er verdorbenen Herzens und für ſchnödes Gold zu Allem feil war, denn es gab ſchon damals — wie noch jetzt — in dem guten Weſtphalen der wackeren und tugendſamen Mädchen die Hülle und Fülle. Und darum, als der Verſucher in Wedde's Hütte kam und ſprach: „Komm herauf in die Burg zu meinem geſtrengen Ritter, holdes Mägdlein! der ſchickt Dir dieſes Kleinod, und Du ſollſt noch mehr dergleichen haben, und ſollſt in einem prächtigen Zimmer wohnen und ſchöne Kleider anziehen von Sammet, Gold und Seide, und ſollſt die köſtlichſten Leckerbiſſen eſſen. Und für das Alles brauchſt Du weiter Nichts zu thun, als dem geſtrengen Grafen ein Wenig um den Bart zu gehen und ihm zu ſchmeicheln und ihn lieb zu haben,“ da wieſen Beide die Kette mit Abſcheu zurück und erwiederten: „Und ſo Ihr uns alle Schätze der Welt bötet, ſo würden wir doch nicht ſündigen gegen Gottes Gebot und in ſolch' Begehren willigen.“ — Doch Konrad war nicht der Mann, der ihnen glaubte. Er dachte: „Aha, das güldene Kettlein iſt ihnen noch nicht genug, wir müſſen noch andere Zierath herbeiſchaffen.“ Und da ließ er noch zwei güldene Armſpangen fertigen und bot ſie Edeltrud dar und verſicherte dem alten Wedde, er würde, wenn er in des Grafen Begehren willige, eine

Verſorgung im Schloſſe zu Arnsberg bekommen für ſein Alter. Da der Bube nun immer frecher und gottloſer ſprach, ſo gerieth der alte Fiſcher einmal in grimmen Zorn, griff nach ſeiner Axt und ſagte drohend: „Ehe Edeltrud dem Verführer zu Theil wird, zerſchlage ich ihr den Schädel. Du aber komme mir nicht wieder vor die Augen.“

Konrad ging wuthſchäumend hinweg, indem er murmelte: „Warte nur, kommſt Du nicht gutwillig, Täubchen, ſo brauchen wir das Recht des Stärkeren. Und den alten Narren ſperren wir in's Burgverließ zu Kröte und Molch.“ Unfern der Hütte begegnete ihm zufällig Junker Heinrich. „Ei, woher des Weges?“ fragte ihn dieſer. — „Habe im Auftrage meines Herrn ein Gericht leckerer Forellen beſtellt,“ antwortete Konrad klug und ſchritt weiter. Kaum aber war er fünfzig Schritte von dem Junker entfernt, ſo kehrte er um und ſpähte ihm nach und ſah, wie dieſer in die Hütte des Fiſchers trat. „Holla!“ dachte er, „ſo ſteht die Sache. Die Dirne hat ein Liebesbündniß mit dem Junker und nur deshalb verſchmäht ſie meine Geſchenke. Jetzt heißt es, Gewalt angewendet, ſonſt iſt ſie für meinen Ritter verloren.“ Ueber verſchiedene Pläne argliſtig nachſinnend, ſchlich er nach Hauſe.

Als Heinrich in die Hütte kam, fand er den Greis und Edeltrud tief bekümmert. Und als er ſie fragte,

breitet und funkelte und blitzte gar herrlich, ſo daß der argliſtige Konrad meinte: „So einem güldenen Kettlein widerſteht kein armes Mägdlein.“ Das glaubte er aber nur, weil er verdorbenen Herzens und für ſchnödes Gold zu Allem feil war, denn es gab ſchon damals — wie noch jetzt — in dem guten Weſtphalen der wackeren und tugendſamen Mädchen die Hülle und Fülle. Und darum, als der Verſucher in Wedde's Hütte kam und ſprach: „Komm herauf in die Burg zu meinem geſtrengen Ritter, holdes Mägdlein! der ſchickt Dir dieſes Kleinod, und Du ſollſt noch mehr dergleichen haben, und ſollſt in einem prächtigen Zimmer wohnen und ſchöne Kleider anziehen von Sammet, Gold und Seide, und ſollſt die köſtlichſten Leckerbiſſen eſſen. Und für das Alles brauchſt Du weiter Nichts zu thun, als dem geſtrengen Grafen ein Wenig um den Bart zu gehen und ihm zu ſchmeicheln und ihn lieb zu haben,“ da wieſen Beide die Kette mit Abſcheu zurück und erwiederten: „Und ſo Ihr uns alle Schätze der Welt bötet, ſo würden wir doch nicht ſündigen gegen Gottes Gebot und in ſolch' Begehren willigen.“ — Doch Konrad war nicht der Mann, der ihnen glaubte. Er dachte: „Aha, das güldene Kettlein iſt ihnen noch nicht genug, wir müſſen noch andere Zierrath herbeiſchaffen.“ Und da ließ er noch zwei güldene Armſpangen fertigen und bot ſie Edeltrud dar und verſicherte dem alten Wedde, er würde, wenn er in des Grafen Begehren willige, eine

Verſorgung im Schloſſe zu Arnsberg bekommen für ſein Alter. Da der Bube nun immer frecher und gottloſer ſprach, ſo gerieth der alte Fiſcher einmal in grimmen Zorn, griff nach ſeiner Axt und ſagte drohend: „Ehe Edeltrud dem Verführer zu Theil wird, zerſchlage ich ihr den Schädel. Du aber komme mir nicht wieder vor die Augen.“

Konrad ging wuthſchäumend hinweg, indem er murmelte: „Warte nur, kommſt Du nicht gutwillig, Täubchen, ſo brauchen wir das Recht des Stärkeren. Und den alten Narren ſperren wir in's Burgverließ zu Kröte und Molch.“ Unfern der Hütte begegnete ihm zufällig Junker Heinrich. „Ei, woher des Weges?“ fragte ihn dieſer. — „Habe im Auftrage meines Herrn ein Gericht leckerer Forellen beſtellt,“ antwortete Konrad klug und ſchritt weiter. Kaum aber war er fünfzig Schritte von dem Junker entfernt, ſo kehrte er um und ſpähte ihm nach und ſah, wie dieſer in die Hütte des Fiſchers trat. „Holla!“ dachte er, „ſo ſteht die Sache. Die Dirne hat ein Liebesbündniß mit dem Junker und nur deshalb verſchmäht ſie meine Geſchenke. Jetzt heißt es, Gewalt angewendet, ſonſt iſt ſie für meinen Ritter verloren.“ Ueber verſchiedene Pläne argliſtig nachſinnend, ſchlich er nach Hauſe.

Als Heinrich in die Hütte kam, fand er den Greis und Edeltrud tief bekümmert. Und als er ſie fragte,

was ſei, da fielen ſie ihm zu Füßen und klagten ihm ſchluchzend ihre große Bedrängniß. Und der fromme Wedde ſagte: „Nun, liebe Edeltrud, bleibt uns Nichts mehr übrig, als unſer Leben in die Fluth der Ruhr zu begraben, wollen wir nicht der Schande anheimfallen.“ Und die Jungfrau ſchlang die ſchneeweißen Arme um des Großvaters Hals und rief: „Beſſer ſterben, denn an Leib und Seele verderben!“

Dieſe ſtandhafte Tugend rührte den Junker faſt zu Thränen, und ſein guter Engel flüſterte ihm zu: Entſage Deiner Liebe; handle hier als Mann und Ritter, und hilf den Armen in ihrer Noth. Da ſprach er mit weicher Stimme: „Seid getroſt! Gott und die Heiligen haben mir das Herz gewendet, denn auch ich hatte unredliche Abſichten auf die Jungfrau hier. Doch nun gedenke ich Alles wieder gut zu machen. Ihr müßt noch heute von hier fort; morgen wäre es zu ſpät. Ich kenne meinen Bruder. Er wird Edeltrud mit Gewalt zu ſich auf's Schloß bringen laſſen. Ich beſitze einen Freund in der Nähe von Dortmund, zu dem ſollt Ihr; er wird Euch in ſeiner Burg Schutz verleihen; dort ſeid Ihr vor meinem Bruder ſicher. Damit Ihr es aber auch vor mir ſeid, ſo dächte ich, es wäre wohlgethan, Ihr verheirathetet Edeltrud ſo ſchnell als möglich. Sagt, wißt Ihr keinen Jüngling, der ihrer werth iſt?“

Nun aber lebte unfern der Hütte des alten Wedde

ein armer, junger Fischer, ein Jugendgespiele Edeltruds, der hatte sie schon längst in sein Herz geschlossen, aber weil er gar so arm war, so wagte er es nicht, um sie zu freien. Edeltrud aber wußte, wie sehr er ihr geneigt sei; denn er hatte ihr einmal seine Liebe gestanden. Und da auch sie den guten Jüngling schätzte, so nannte sie verschämt seinen Namen. Drauf holte ihn der Alte herbei. Es war ein armer, aber wohlgebildeter Knabe, der verlegen dastand; denn er wußte nicht, was er sollte. Und der Alte fragte ihn: „Ist es wahr, Friedrich, daß Du meine Enkelin liebst?“ Da antwortete er: „Wohl liebe ich sie, die holdseliger ist als die Engel und reiner, denn das klare Wasser der Ruhr. Aber ich bin blutarm und —“ „Ich statte Euch aus,“ sagte der Junker. „In wenigen Tagen müßt Ihr Mann und Frau sein. Hier der alte Wedde wird Euch Alles erklären. Lebt wohl, macht Euch reisefertig. Wenn die Sterne blinken, müßt Ihr fort. Bei anbrechender Dämmerung sehet Ihr mich wieder.“ Er eilte betrübten Herzens nach Arnsberg; denn er fühlte jetzt, daß er die schöne Jungfrau in Wahrheit liebe.

Die Zurückbleibenden geriethen nun in große Freude, daß Gott Alles so wohl gemacht, und Edeltrud gelobte ihrem Schutzpatron aus Dankbarkeit drei große Wachskerzen. Es wurde nun Anstalt zur Abreise getroffen und der Abend abgewartet. Junker Heinrich lieh indessen von

was ſei, da fielen ſie ihm zu Füßen und klagten ihm ſchluchzend ihre große Bedrängniß. Und der fromme Wedde ſagte: „Nun, liebe Edeltrud, bleibt uns Nichts mehr übrig, als unſer Leben in die Fluth der Ruhr zu begraben, wollen wir nicht der Schande anheimfallen.“ Und die Jungfrau ſchlang die ſchneeweißen Arme um des Großvaters Hals und rief: „Beſſer ſterben, denn an Leib und Seele verderben!“

Dieſe ſtandhafte Tugend rührte den Junker faſt zu Thränen, und ſein guter Engel flüſterte ihm zu: Entſage Deiner Liebe; handle hier als Mann und Ritter, und hilf den Armen in ihrer Noth. Da ſprach er mit weicher Stimme: „Seid getroſt! Gott und die Heiligen haben mir das Herz gewendet, denn auch ich hatte unredliche Abſichten auf die Jungfrau hier. Doch nun gedenke ich Alles wieder gut zu machen. Ihr müßt noch heute von hier fort; morgen wäre es zu ſpät. Ich kenne meinen Bruder. Er wird Edeltrud mit Gewalt zu ſich auf's Schloß bringen laſſen. Ich beſitze einen Freund in der Nähe von Dortmund, zu dem ſollt Ihr; er wird Euch in ſeiner Burg Schutz verleihen; dort ſeid Ihr vor meinem Bruder ſicher. Damit Ihr es aber auch vor mir ſeid, ſo dächte ich, es wäre wohlgethan, Ihr verheirathetet Edeltrud ſo ſchnell als möglich. Sagt, wißt Ihr keinen Jüngling, der ihrer werth iſt?“

Nun aber lebte unfern der Hütte des alten Wedde

ein armer, junger Fischer, ein Jugendgespiele Edeltruds, der hatte sie schon längst in sein Herz geschlossen, aber weil er gar so arm war, so wagte er es nicht, um sie zu freien. Edeltrud aber wußte, wie sehr er ihr geneigt sei; denn er hatte ihr einmal seine Liebe gestanden. Und da auch sie den guten Jüngling schätzte, so nannte sie verschämt seinen Namen. Drauf holte ihn der Alte herbei. Es war ein armer, aber wohlgebildeter Knabe, der verlegen dastand; denn er wußte nicht, was er sollte. Und der Alte fragte ihn: „Ist es wahr, Friedrich, daß Du meine Enkelin liebst?" Da antwortete er: „Wohl liebe ich sie, die holdseliger ist als die Engel und reiner, denn das klare Wasser der Ruhr. Aber ich bin blutarm und —" „Ich statte Euch aus," sagte der Junker. „In wenigen Tagen müßt Ihr Mann und Frau sein. Hier der alte Wedde wird Euch Alles erklären. Lebt wohl, macht Euch reisefertig. Wenn die Sterne blinken, müßt Ihr fort. Bei anbrechender Dämmerung sehet Ihr mich wieder." Er eilte betrübten Herzens nach Arnsberg; denn er fühlte jetzt, daß er die schöne Jungfrau in Wahrheit liebe.

Die Zurückbleibenden geriethen nun in große Freude, daß Gott Alles so wohl gemacht, und Edeltrud gelobte ihrem Schutzpatron aus Dankbarkeit drei große Wachskerzen. Es wurde nun Anstalt zur Abreise getroffen und der Abend abgewartet. Junker Heinrich lieh indessen von

ſeinem reichen Bruder zehn Goldgülden — für die damalige Zeit eine große Summe — ſchrieb ein Brieflein an ſeinen Freund bei Dortmund und kehrte, als die funkelnden Sternlein heraufzogen, in Wedde's Hütte zurück. Er gab dem Alten das Geld und das Schreiben und ſagte zu dem Brautpaar: „Gott mache Euch glücklich und ſegne Euern Eheſtand mit holden Kindern. Vergeſſet meiner in der Ferne nicht. Vielleicht werde ich Euch einmal nach Jahren wiederſehen.“ — Dieſe Rede des edlen Jünglings bewegte Alle tief. Aber die Zeit drängte. Sie mußten Abſchied nehmen von dem lieben Thale und den Hütten, worin ſie geboren und glücklich geweſen waren. Da floſſen auf's Neue die Thränen der Jungfrau und des Greiſes, denn Beide hingen, wie alle guten Menſchen, mit großer Liebe an ihre Heimath. Das half aber Alles nichts. Es mußte geſchieden ſein. Junker Heinrich drückte dem jungen Fiſcher leutſelig die Hand, umarmte den Greis, küßte Edeltrud auf die Stirne und ſprach: „Des Himmels Segen über Dich, mein Mägdlein! Du haſt mir die gute Lehre gegeben, daß Tugend und frommer Wandel eben ſo gut in der Hütte des Armen, als in der Burg des Ritters zu finden ſind.“ Er entfernte ſich raſch, um ſeinen Schmerz zu verbergen. Die Segenswünſche der Geretteten tönten ihm nach. — Den andern Tag langten ſie an ihrem Ziele an und gaben ihr Schreiben bei Heinrichs Freunde ab. Der gelobte

ihnen Schutz, wies ihnen in der Nähe seiner Burg eine Stelle zum Bau einer Hütte an und ließ das junge Paar zwei Tage nach seiner Ankunft durch seinen Burgkaplan zusammengeben. Sie lebten von da an ungefährdet und glücklich. Aber kein Tag verging, wo nicht Edeltrud und der alte Fischer des edlen Junkers Namen in ihr Gebet einflochten. — Doch sehen wir weiter, was indessen im Ruhrthale sich begab.

Einen Tag nach der Abreise der Geretteten, als dicke Finsterniß das Thal erfüllte, schlich Konrad, wie ein böser Wolf um den Schafstall, um die verlassene Hütte des Fischers. Vier vermummte Knechte lauerten mit Knebeln und Stricken im nahen Gebüsche. Man wollte die Jungfrau und ihren Großvater heimlich auf's Schloß schleppen. Der Graf hatte es befohlen. Es war um Mitternacht. Konrad pochte sacht an die Thür und rief mit verstellter Stimme: „Ein armer Wanderer, der sich von der Straße verirrt, bittet um Obdach.“ Es antwortete aber Niemand. „Ei, Die müssen fest schlafen,“ brummte er und klopfte stärker. Alles blieb stumm, wie zuvor. Da wurde ihm die Sache verdächtig. Er trat ohne Umstände die morsche Thür ein und ging hinein. Eine Todesstille herrschte im Hause. Bald überzeugte er sich, daß die Vögel ausgeflogen waren. Da fluchte und tobte er, wie ein Unsinniger, und hatte nicht übel Lust, sich selbst den Kopf herunterzureißen. Das Alles half

aber Nichts. Er mußte mit langer Naſe abziehen und hatte noch obendrein den Zorn ſeines Ritters zu erwarten.

Es wurde ihm gleich klar, daß Junker Heinrich hier Hand im Spiele habe und die Dirne für ſich in Sicherheit gebracht hätte; aber er war klug genug, es ſeinem Herrn nicht zu ſagen. „Wenn du den Junker verräthſt," dachte er, „ſo könnte er dir leicht Eins verſetzen, daß du genug daran hätteſt dein Lebenlang." — Am andern Morgen frug er bei allen Nachbarn des alten Wedde herum; aber Niemand wußte, wo der mit der ſchönen Edeltrud hingekommen war. Mit Zittern und Zagen brachte er ſeinem Herrn die Nachricht ihrer Flucht. Der wurde darüber gewaltig zornig und ſchwur, wenn er der Flüchtigen wieder habhaft würde, ſo ſollte die Dirne geſtäupt und der Alte von ſeiner Meute zerriſſen werden. Seinen Leibdiener ließ er zur Strafe, weil er die gute Beute ſich hatte entgehen laſſen, in den Thurm ſetzen auf acht Tage bei Waſſer und Brod. Da ſaß der Böſewicht im Finſtern allein und gelobte in ſeinem Herzen, wenn ſich einmal die Gelegenheit fände, an dem Junker, der doch an Allem ſchuld ſei, die ſchrecklichſte Rache zu nehmen.

Bald darauf zogen beide Brüder mit einer großen Schaar Dienſtmannen von Arnsberg hinweg und folgten dem Heerbanne des großen Ländereroberers, des Herzogs von Sachſen und Baiern, Heinrich des Löwen, der im Norden mit den Dänen und Dithmarſen kriegte. Da thaten ſich beide

Grafen durch ihre Tapferkeit ganz besonders hervor; aber der Jüngere noch mehr, denn der Aeltere: so daß der Herzog Heinrich der Löwe ihn seiner persönlichen Freundschaft würdigte und ihm ein bedeutendes Lehen, im Lande Mecklenburg gelegen, zum Lohn seiner Tapferkeit versprach. Auf dasselbe Lehen aber hatte auch der ältere Graf sein Absehen gerichtet, und weil ihm nun das entgehen sollte, so ergrimmte er gegen den leiblichen Bruder und fing an, ihn im Herzen tödtlich zu hassen. Konrad, der dem jüngeren Grafen gleichfalls gram war, lauerte stets um ihn herum, schnappte jedes Wort auf, jeden unschuldigen Scherz, den der Junker sich zuweilen über seinen Bruder erlaubte und trug ihn seinem Herrn verdreht und entstellt zu und schürte so die Glut des Hasses mit satanischer Freude.

Als der Krieg beendet war, zogen beide Brüder wieder nach der Heimath. Zu der Zeit war der Groll des älteren auf's Höchste gestiegen, aber er verbarg ihn geschickt und that vor den Augen der Menschen ganz freundlich mit dem Bruder, der arglos, keine Gefahr ahnend, wieder sein Gemach in der Burg Arnsberg bezog. Nun wäre es ihm wohl auch vielleicht nicht eingefallen, Hand an den Junker zu legen, hätte dieser nicht den Knappen Konrad einst mit Fußtritten mißhandelt. Es war dem Junker nämlich gesteckt worden, Konrad habe ihn bei seinem Bruder schmählich verläumdet. Konrad

lief sogleich in voller Wuth zu seinem Herrn und klagte ihm die Schmach, so er erlitten, und rief: „Das hat er mir blos gethan, weil ich Euch so treu und ergeben bin.“ Darauf erzählte er noch, wie es sein Bruder wäre, der ihm einst die schöne Edeltrud entrissen habe. Da ras'te Graf Heinrich in entsetzlichem Zorne auf und beschloß des Bruders Verderben. Er sandte Konrad mit vier Knechten in des Junkers Gemach, ließ ihn greifen, fesseln und in einen finstern Thurm werfen und verdammte ihn darin zum Hungertode. Konrad ward zum Kerkermeister bestellt. — Da lag nun der edle, ritterliche Jüngling tief unter der Erde, bei Molch und Kröte auf dem nassen Steine, drei lange Tage und Nächte ohne Speise und Trank, mit schweren Ketten beladen, die ihm die Hand- und Fußgelenke wund drückten. Und fast in jeder Stunde kam der böse Konrad an das Gitter des Thurmes und höhnte hinunter in die schauerliche Tiefe: „Wie gefällt's Euch, mein edler Junker, da unten auf dem harten Stein? Was! da ruht es sich nicht so warm und weich, als in den Armen der schönen Edeltrud, die Ihr einst Euerm Herrn und Bruder wegfischtet?“ Aber Heinrichs Heldenherz stählte sich zum Trotz gegen seine Mörder und so stieß er nie einen Laut der Klage aus, noch bat er um sein Leben. Nur am dritten Tage, als Konrad wieder am Gitter stand, stöhnte er: „Ich sterbe, schickt mir einen Priester!“ Aber das Ungeheuer von Kerkermeister hörte

nicht auf ſeine Bitte, und ſo endete der edle Jüngling gar jämmerlich ſein ritterliches Leben. Als Konrad am vierten Tage in aller Frühe wiederkam und hinunterhöhte, war der Junker ſchon zwölf Stunden von ſeinen Todesqualen befreit und ſeine Heldenſeele empfing bereits den Lohn ihrer Tugenden im Schooße des ewigen Vaters. Seine Mörder aber ſollten bald die gerechte Strafe für ihre Unthat empfangen.

Ein Diener des Gemordeten war heimlich aus der Burg entflohen und hatte dem Herzoge Heinrich dem Löwen das Ende ſeines Herrn mitgetheilt. Auf deſſen Antrieb vereinigten ſich denn die Biſchöfe von Köln und Münſter, von Minden und Paderborn, und zogen mit einem mächtigen Heere unter Heinrichs Anführung auf Arnsberg heran, den Brudermörder zu züchtigen. Sie belagerten und zerſtörten die Burg. Der Graf aber und Konrad entflohen bei nächtlicher Weile. Lange irrte Heinrich als ein elender Flüchtling herum, von Gott und Menſchen verlaſſen, und nur erſt dann, als er alle ſeine Güter der kölniſchen Kirche antrug, hob der Kaiſer die Acht über ihn auf Bitten des Erzbiſchofs von Köln wieder auf und er gelangte wieder zum Beſitz ſeiner Herrſchaft. Konrad, der ſein Begleiter geblieben, zog mit ihm auf's Neue in Arnsberg ein.

Nun vergingen viele Jahre. Der Graf erbaute das zerſtörte Arnsberg wieder, verheirathete ſich und zeugte

zwei Söhne. Doch wurde er seines Lebens nimmermehr froh; denn ihn plagte das böse Gewissen und die Reue, und wem solche Schlangen am Herzen nagen, für den ist jeder Freudenstern am Lebenshimmel untergegangen, denn nur wer reines Herzens ist, kann den Blick freudig zum Himmelblau erheben.

Wohl an sechszehn Jahre nach der Unthat begegnete dem Grafen Etwas, wodurch ihm sein Verbrechen erst recht klar wurde. Er pflegte in späterer Zeit, da ihn seine innere Unruhe nicht lange auf einem Fleck litt, in allen Gauen Westfalens umherzustreifen. So kam er einst durch Gottes Schickung in die Gegend von Dortmund. Dort ritt er durch einen Wald und verirrte sich. Lange konnte er keinen Ausweg finden. Endlich öffnete sich das Gehölz und zeigte ihm einen schönen grünen Wiesfleck, worauf eine saubere Hütte stand. Hier beschloß er, eine Labung zu suchen und sich zurechtweisen zu lassen. Er stieg vom Pferde, trat in die Hütte und brachte sein Anliegen vor. Ein junges Weib, die Mutter vieler Kinder, die lustig in und vor der Hütte herumspielten, holte ihm einen Imbiß und bot ihn dem Grafen mit vielem natürlichen Anstande dar. Dieser erstaunte ob der seltenen Schönheit der Bäuerin, blickte sie eine Zeitlang forschend an, und auf einmal ward es ihm zur Gewißheit, diese Frau sei die ihm einst durch seinen Bruder entrissene Edeltrud. Er nannte diesen Namen; sie aber

erkannte ihn nicht, seines langen Barts und veränderten Aussehens wegen. „Ihr kennt mich, Herr?“ fragte sie verwundert. — „Versteht sich,“ antwortete er, „habe Euch schon als Jungfrau gekannt. Ihr seid die Tochter eines alten Fischers, der sonst im Ruhrthale, eine halbe Stunde von Arnsberg wohnte.“ In diesem Augenblicke kam ihr Mann, ein rüstiger Landmann, aus dem Walde. „Friedrich,“ sagte sie fröhlich zu ihm, „dieser alte Herr kennt mich und unsere Heimath. Er mag uns von unserm lieben Ruhrthal erzählen. Ach, wenn ich doch nur noch einmal die Hütte sehen könnte, worin ich geboren wurde. Ist doch mein guter Großvater vor Gram gestorben, weil er aus der schönen Heimath fortmußte; am Ende wird mir's noch ebenso gehen.“ — „Aber warum mußtet Ihr denn fort?“ forschte der Graf. — „Ach,“ erwiederte die Frau, „das war eine böse Geschichte. Der regierende Graf verfolgte mich mit allerlei unwürdigen Anträgen. Ich wäre verloren gewesen, hätte nicht ein Engel uns gerettet.“ — „Ein Engel?“ fragte der Graf. — „Ja, sein edler Bruder Heinrich.“ versetzte sie, „der gab uns Geld, verhalf uns zur Flucht und verheirathete mich mit meinem braven Manne hier. Ach, wir haben den edlen Jüngling seitdem niemals wiedergesehen.“ — „Und ist Alles wahr, wie Ihr da sagt?“ sprach der Graf mit bebenden Lippen. „Standet Ihr mit dem Junker in keinem unerlaubten Verhältnisse?“ — „So wahr mir

Gott in meiner Todesſtunde helfe, nein!“ ſagte die Bäuerin und hob die Hand zum Schwure. Da wurde das blaſſe Antlitz des Grafen erdfahl. Es ſchüttelte ihn, wie Fieber. Edeltrud bemerkte es. „Was habt Ihr, Herr? iſt Euch nicht wohl?“ fragte ſie mitleidig. Er aber antwortete nicht, ſondern verhüllte ſein Angeſicht, wankte zur Thür hinaus, beſtieg mit großer Mühe ſein Roß und ritt ohne Aufenthalt nach Arnsberg zurück. Kaum dort angekommen, ließ er den alten Böſewicht Konrad in den Thurm werfen, worin einſt ſein edler Bruder verſchmachtet war. Hier erlitt Konrad daſſelbe Schickſal. So ward ihm vergolten nach ſeinen Werken. — Des andern Tages reiste des Graf nach Köln, warf ſich zu den Füßen des hochwürdigen Erzbiſchofs und beichtete ihm, was er von Edeltrud erfahren, und wie er nun keine Ruhe mehr auf Erden finden könne und auch fürchten müſſe, einſt ewiglich verdammt zu werden. Da ſprach der hochwürdige Herr: „Allen Sündern, die in wahrhafter Reue zerknirſcht ſind, und hätten ſie mehr Unthaten begangen, denn Sandkörner am Meere liegen, verzeiht die Barmherzigkeit Gottes.“ Und er rieth dem bußfertigen Sünder, ein Kloſter zur Sühne zu bauen und darin als Mönch ſein Leben in Gebet und Reue zu beſchließen. Das that er denn auch. Als er wieder in Arnsberg war, da ließ er Baulente aus allen Gegenden Deutſchlands kommen und baute auf ſeinem Stammgute Wed-

dinghauſen, das ſeine Vorfahren gegründet und bewohnt hatten, einige tauſend Schritte von ſeiner Burg, ein ſtattliches Kloſter und gönnte ſich Tag und Nacht keine Ruhe; bis das Gebäude zu Ehren Gottes majeſtätiſch gen Himmel ragte. Da lud er die Mönche vom Orden des St. Norberts, die in der Umgegend mehrere Klöſter im Beſitz hatten, ein, ſich auf Weddinghauſen anzuſiedeln. Sie kamen gern; denn ihnen gefiel die freundliche Lage des neuen Heiligthums und das herrliche Ruhrthal. Bald ertönte frommer Chorgeſang in den Hallen des Gotteshauſes. Graf Heinrich übergab nun die Regierung ſeinem älteſten Sohne Gottfried. Er ſelbſt ward Kloſterbruder und verharrte bis zu ſeinem Ende in aufrichtiger Reue und Buße.

In demſelben Jahre, an einem erfriſchenden Herbſtmorgen, ſchritt ein rüſtiger Landmann von der Gegend von Dortmund aus die Ruhrberge hinan. Ihm folgte ſein Weib mit vielen blühenden Kindern und einigen Knechten. Alle waren ſchwer beladen. Und als ſie nun auf dem Gipfel anlangten und das geſegnete Ruhrthal in ſeiner Herrlichkeit zu ihren Füßen liegen ſahen, da jauchzten ſie laut und fielen einander in die Arme und küßten ſich und riefen: „Gegrüßet ſeiſt du, liebes Thal der Heimath, du klare, kryſtallene Ruhr! gegrüßt ihr Berge und Wald viel tauſendmal.“ Es war der Fiſcher Friedrich mit Weib und Kindern. Auf die Nachricht,

ber in's Kloſter gegan-
Dortmund verkauft und
imath zu. Des alten
mern. Aber ſie griffen
bald ſtand eine neuere,
ten. Darin lebten ſie
ang.

uſen beſuchten ſie häufig
ir die Seele des gemor-
es Glücks. Späterhin
Kloſterbruder in tiefer
den Knien liegen. Sie
: einſt bei ihnen einge-
daß dieſer der einſt ſo
, der Brudermörder, ſei.

Der Pfarrer und der Zigeuner.

Es war in einer ſtürmiſchen Oktobernacht, vor ungefähr hundert Jahren, als der ehrwürdige Theophilus, Pfarrherr im Wittgenſteiner Lande, auf eine höchſt unangenehme Weiſe im erſten Schlafe geſtört wurde. Eine kräftige Fauſt ſchlug donnernd an die eichene Hausthüre, und eine rauhe Männerſtimme ſchrie dazu in ſeltſamen, faſt kauderwälſchem Dialekt: „O Herr Pfarr! blanker Gottesmann! mach' auf, mach' auf! Viel Unglück! — Klein Kind krank, nicht ſelig werden kann; ſchreit nach Tauf'! O Herr, mach' auf, mach' auf!“

Theophilus fuhr ſo ſchnell als möglich in die Pantoffeln, tappte in der Dunkelheit zum Fenſter hin und öffnete es behutſam. Dann ſtreckte er vorſichtig das noch unbedeckte Haupt in den Regen hinaus, der ihm unhöflich in's Geſicht ſchlug, und ſpähete nach der Thür hinunter, um wo möglich den nächtlichen Störenfried ſich näher zu beſchauen; allein die Finſterniß draußen war ſo rabenſchwarz, daß ſein Bemühen vergeblich blieb. Aber

aus der Tiefe herauf klangen wiederholt durch Sturm und Regen die Worte an ſein Ohr: „O Mann Gottes! blanker Pfarr! mach' auf, mach' auf! Klein Kind ſterben will; kann nicht ſelig werden ohne Tauf'!"

Der Pfarrer beſann ſich nicht lange und rief dem ungeſtümen Pocher zur Antwort hinab, daß er ſogleich öffnen werde. Darauf ſchloß er behutſam das Fenſter, ſchlug Feuer und zündete die Lampe an. Nun bekleidete er ſeinen vor Froſt zitternden Körper mit dem buntgeblümten Schlafrock und weckte die Magd, eine rüſtige Bäuerin von mehr als vierzig Jahren, die ihm die Wirthſchaft führte; denn Theophilus ſtand, da ſein Weib und ſeine Kinder längſt an einer ſchweren Krankheit heimgegangen waren, ſeit langer Zeit allein in der Welt. Margarethe kroch eiligſt von der Bodenkammer herunter. Ihr Herr benachrichtigte ſie von dem fremden Manne, der Einlaß begehrte, und Beide gingen, nachdem ſich der Pfarrer erſt mit einer wohlgeladenen Flinte verſehen und die Magd eine ungeheure Stallgabel ergriffen hatte — eine Vorſicht, die in jener Zeit, wo gerade allerlei Spitzbubengeſindel das Land unſicher machte, höchſt nothwendig war —, näher zu ſehen, weſſen Geiſtes Kind der Klopfende ſein möchte.

Die ſchweren Riegel wurden hinweggeſchoben, die Thüre behutſam geöffnet. Margarethe ſtellte ſich zugleich mit ihrer fürchterlichen Waffe ſchützend, vor den geiſtli-

chen Herrn, und sie hatte wohl Grund zu dieser kriegerischen Geberde; denn es trat ein Mensch herein, der eher das Ansehen eines Räuberhauptmanns, denn das eines ehrlichen Mannes hatte. So viel Beide, trotz ihrer Angst, beim Lampenscheine bemerken konnten, war der Fremde fast von riesiger Größe. Sein Gesicht, worin ein paar pechschwarze Augen unheimlich glühten, sah noch gelber, als Margarethens zitronenfarbiges Nachttuch. Schwarze struppige Haare fielen auf seine Schultern herab. Seine Kleidung unterschied sich merklich von der Tracht anderer ehrlicher Leute, denn sie war gar seltsam und fremdartig; dazu trug er ein langes Mordgewehr an der linken Seite. — Margarethe, den braunen Mann für einen Räuber haltend, schickte in aller Geschwindigkeit einige Seufzer zum Himmel; dann holte sie zu einem furchtbaren Schlage aus, um den Fremden, falls er einen Angriff auf Ihro Ehrwürden machen würde, zu Boden zu schmettern.

Der Pomeranzenfarbige aber schien durchaus keine feindliche Absichten zu hegen, denn er fiel vor dem Pfarrer auf die Kniee, kreuzte die Arme über die Brust und jammerte kläglich, während große Thränentropfen über seine braunen Wangen liefen: „O, blanker Mann Gottes! komm mit. Bin Zigeuner aus Saßmannshausen. Klein braun Kind will sterben; kommt nicht in den Himmel ohne Tauf! O, blanker Pfarr, erbarme Dich!“

Theophilus trat dem Manne mitleidig näher und wollte ihn aufheben; allein der Zigeuner blieb wimmernd liegen und wiederholte unter reichlichen Thränen seine Bitte. In des Greises Herzen regte sich sogleich eine warme Theilnahme für den schluchzenden Fremdling. Die Stimme der Religion und Menschenliebe mahnte ihn im Innern, dem Zigeuner zu folgen und das sterbende Kindlein zu taufen. Gleichwohl flüsterte ihm aber auch die überlegende Vernunft zu: Wer sich in Gefahr gibt, kommt darin um. Die Zigeuner sind im ganzen Lande allmänniglich als ein falsches, hinterlistiges Volk bekannt und jeder Verstellung Meister. Wer weiß, ob dieser Mann nicht ein Bösewicht ist, der dich will weglocken aus dem sicheren Neste, damit nachher seine heidnischen Spießgesellen nach Herzenslust darin stehlen und Unfug treiben können. Zudem raunte ihm noch die ängstliche Magd besorgt in's Ohr, ja nicht dem wilden Gesellen zu folgen, der ihn unfehlbar unterwegs in Stücke zerreißen, oder doch zum mindesten todtschlagen würde. Schon war Theophilus im Begriff, dem Zigeuner seine Bitte, wenigstens für diese Nacht abzuschlagen, als dieser krampfhaft seine Kniee umklammerte und gar jämmerlich rief: „O, blanker Mann Gottes! Du selbst vielleicht klein Kind haben, auch einmal sterben kann und Engel werden will. O, komm mit mir!"

Des Greises Herz wurde erschüttert, sein Auge floß

von Thränen über. Seine eigenen Kinder, deren Leiber draußen auf dem Kirchhofe ruhten, ſtanden im Geiſte verklärt vor ihm und falteten bittend die kleinen Hände und lallten: „O gehe mit dem Manne, lieb Väterchen! taufe das braune Kindlein, auf daß es ein weißer Engel werde und mit uns ſpiele im Himmel.“

Sein Entſchluß war gefaßt. Raſch eilte er in die Stube, hüllte ſeinen Leib in das Prieſtergewand, zog einen Mantel um die Schultern und bedeckte das kahle Haupt mit einem großen Regenhute. Dann holte er das ſpaniſche Rohr aus der Ecke, nahm Gottes Wort, die heilige Bibel, unter den Arm, befahl Margarethen das Haus zu bewachen und folgte ungeſäumt dem bekümmerten Zigeuner durch Nacht und Nebel.

Nun aber war das Wetter, wie ſchon geſagt, ſo grauslich als möglich. Regen und Schneegeſtöber wechſelten mit einander ab. Des Pfarrers Antlitz wurde ehrlich von den Schloßen zerpeitſcht. Dazu entführte ihm noch der Sturm wenige hundert Schritte von ſeinem Hauſe den Regenhut, ſo daß der alte Mann kahlhäuptig fortwandern mußte. Der Weg dauerte wohl über eine lange Stunde und der ſchwache Pfarrgreis wäre gewiß den mannigfachen Beſchwerden erlegen, hätte ihn nicht der rieſige Zigeuner redlich geſtützt und mitunter ſogar auf die Schultern gehockt und eine große Strecke weiter getragen.

Nach unſäglichen Mühen langten ſie endlich in der

Zigeuner-Kolonie beim Pachthofe Saßmannshauſen, an und der Pfarrer betrat die ſchmutzige Lehmhütte ſeines Begleiters, die eher einer Höhle für wilde Thiere, als einer menſchlichen Wohnung glich. Drinnen aber ſaß ein junges Weib, eben ſo braun als der Mann, das bewachte zärtlich, Angſt und Mutterliebe in den großen, kohlenſchwarzen Augen tragend, das ſterbende Heidenkindlein, das kaum vier Wochen alt ſein mochte. Die in der Lehmwand ſteckende Kienfackel beleuchtete ſchauerlich den auf Lumpen ruhenden Säugling, deſſen halbgebrochene Augen den baldigen Tod verkündeten.

Theophilus, obwohl hart angegriffen von den Mühen des Weges, beſann ſich nicht lange. Er trocknete raſch das regennaſſe Angeſicht mit dem Schweißtuche, legte die Bibel auf den rohgezimmerten Tiſch und befahl dem Zigeuner Waſſer herbeizuholen. Dann ſprach er, wie üblich, das Gebet des Herrn und taufte das kläglich weinende Kind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Und — wunderbar — ſo wie der Säugling die heilige Weihe empfangen, wimmerte er nicht mehr, ſondern ward ſtiller und ſtiller, und über ſein Antlitz zog es hin wie ein ſeliges Lächeln. Es war ein Engel geworden.

Der arme Vater küßte dem Greiſe dankbar die Hände. Darauf ſprach er zu ſeinem ſchluchzenden Weibe: „Weib, nun wein' nicht mehr! Klein Kind iſt getauft, klein Kind iſt im Himmel.“ Und ſie breiteten ein Tuch über den

Leichnam, trockneten die Augen und zündeten auf dem Lehmboden ein mächtiges Feuer an, ihren Gast zu erwärmen und seinen triefenden Mantel zu trocknen. Theophilus ließ sich auf eine Moosbank nahe der Flamme nieder, die mit wohlthätiger Wärme seine fast erstarrten Glieder wieder aufthaute. Nicht lange währte es, so beschlich schon der Schlaf seine müden Augenlieder; sein Haupt neigte sich auf die Brust, und unter dem herzerquickenden Gedanken ein gutes Werk gethan zu haben, vergingen ihm die Sinne.

Am andern Morgen führte der Zigeuner den guten Pfarrer wohlbehalten nach seiner Wohnung zurück. An der Thüre warf er sich noch einmal vor dem Greise nieder, kauderwälschte eine Menge Dankesworte hervor, küßte ihm Hände und Füße und rief: „Brav, blanker Mann Gottes! Kordo's Leib und Seele, Kordo's Leben ist Dein! O Kordo vielleicht kann machen gut.“ Darauf sprang er rasch auf und war in wenigen Minuten den Blicken des Pfarrers entschwunden. Theophilus aber erzählte eine Viertelstunde hernach der in Gott vergnügten Margarethe bei einer Schaale erquicklichen Kaffee's von der Frömmigkeit des Zigeuners, der, obgleich selbst noch ein Heide, doch für die Seele seines Kindes ächt christlich gesorgt hatte.

Einige Jahre waren seit diesem Abende vergangen. Theophilus gedachte nur noch selten des Zigeuners, als dem Pfarrer ein reicher Vetter in Laasphe starb, der ihm

mildthätig fünfhundert Thaler vermachte. An einem heitern Frühlingsmontage machte der Greis in aller Frühe ſich ſelbſt auf den Weg nach dem Städtchen Laasphe, welches zwei Stunden von ſeinem Dorfe entfernt war, um die kleine Erbſchaft in Perſon zu erheben. Schnell war dieſes angenehme Geſchäft abgethan. Throphilus wanderte in der vierten Stunde des Nachmittags, ſeinen Schatz in harten Thalern in einer Geldkatze um den Leib tragend, ſchon wieder nach Hauſe. Sein Herz war voll der dankbarſten Empfindungen gegen den Geber alles Guten, der ihm noch am Spätabend ſeines Lebens eine ſo große Freude bereitet hatte. Aber nicht um dem eignen Leichnam im Alter gütlich zu thun, erfreute er ſich des Mammons. Nein, ſeine Gefühle waren edlerer Natur; denn er gedachte der Wittwen und Waiſen ſeines Kirchſpiels, der armen Kinder, die kaum ihre Blöße zu decken vermochten, der Schwachen und Kranken, denen er jetzt zu helfen im Stande war. So wandelte er langſam fürbaß, ſchon im Geiſte die Pläne des Wohlthuens verarbeitend, bald mit ſich ſelbſt redend, bald heiter zum blauen Abendhimmel blickend, bald ſein Auge an dem freundlichen Lichterſpiel ergötzend, das die Abendſonne mit den grünen Waldzweigen trieb.

Da geſellte ſich, eine halbe Stunde von Saßmannshauſen, wo ihn ſein Weg vorüber führte, ein alter Bekannter zu ihm, der in dem Dörfchen Rückershauſen wohnte,

welches auch zum Kirchſpiel des Pfarrers gehörte. Dieſer Mann hieß Manſekopf und war noch vor mehren Jahren ein wohlhabender Müller geweſen, hatte ſich aber ſeit einiger Zeit dem Spiel und der Völlerei ſo arg ergeben, daß er dadurch beinahe zum Bettler herabgeſunken war. Er grüßte Theophilus gar ehrerbietig und bat ihn um die Erlaubniß, mit ihm eines Weges wandeln zu dürfen. Der Pfarrer, deſſen frommes Herz heute ſo überaus fröhlich ſchlug, dachte an kein Mißtrauen. Er gewährte dem Müller gern ſeine Bitte. So gingen ſie friedlich plaudernd zuſammen durch den Wald, und der Greis gab dem lockeren Geſellen gar manche gute Lehre und ermahnte ihn, ſich zu beſſern, und ſprach zu ihm von der Freude der Engel über einen Sünder, der Buße thut. Und als derſelbe ſich ganz zerknirrſcht vor Reue wies, und eine Menge Thränen an der rothen Naſe herunterlaufen ließ, da bot ihm der edle Greis ſogar eine kleine Summe Geldes an, damit er eine neue Handthierung beginnen und ſich künftig als ein ehrlicher Mann ernähren könne. Während dieſes Geſpräches waren ſie immer tiefer in den Wald hineingeſchritten bis zu einer einſamen Stelle, wo die Tannen damals recht dicht und ſchauerlich ſtanden. Da ergriff der ehemalige Müller, dem der Schalk im Herzen wohnte, unvermuthet den frommen Mann beim Kragen, warf ihn auf die Erde, riß ihm die Perücke vom Kopf und rauſte ihm die ehrwürdigen weißen Locken, die

nur spärlich sein Haupt umkränzten. Dann kniete er ihm auf die Brust, stieß ihn hin und her und sprach höhnisch: „Heraus mit Deinem Gelde, alter Narr! Ich kann es besser gebrauchen als Du, den bald die Würmer verspeisen werden.“ Darauf nahm er ihm die Geldkatze mit Gewalt und erhob dann die verbrecherische Faust, um mit einem derben Eichenknittel dem frommen Manne den Rest zu geben, der in seiner kläglichen Todesnoth vor Schreck die Sprache verloren hatte und seine Seele nur ächzend dem Herrn befehlen konnte. Da knallte es auf einmal laut im nahen Dickicht, wie Büchsenschuß. Der böse Müller stürzte mit blutender Stirne auf den Waldrasen hin und besudelte, wie ein schweißender Eber, die grüne Erde. Hervor aus dem Busche aber sprang der Zigeuner Kordo und half dem geretteten Greise rasch auf die Füße und geberdete sich fast wie närrisch vor übermäßiger Freude und schrie einmal über das andere: „O, blanker Mann Gottes! Dich schon viel Zeit hab' gehen sehen mit bösem Bub! Bösen Bub kennen, er Dich tödten wollen, Kordo Dich gerettet, Kordo dankbar sein, Du einst mein klein Kind zum Engel gemacht. O, blanker Pfarr! Du noch lebendig!“ Und wieder küßte er dem Alten, wie einst in jener Nacht, wo er sein Kind getauft, Hände und Füße und begleitete den erschrockenen Greis bis an sein Haus und war, wie der Alte ihn dankend hereinnöthigen wollte, mit einigen raschen Sprüngen, seinen Augen entschwunden.

Der verwundete Müller ward noch denſelben Abend im Walde gefunden, nach ſeinem Dorfe gebracht und glücklich wieder geheilt, aber blos um das Sprüchwort: „Wer da hängen ſoll, ertrinkt nicht", einſt wahr zu machen. Theophilus aber lebte noch viele Jahre in gewohnter Frömmigkeit, als ein treuer Gärtner im Weinberge des Herrn und hatte noch als neunzigjähriger Greis die hohe Freude, den Zigeuner Kordo und ſein Weib, nachdem er ſie mehre Jahre im wahren Glauben unterrichtet, in den heiligen Bund der Chriſten aufzunehmen.

Der Kukuk auf dem Baume.

Vor mehr denn zweihundert Jahren ſtand in dem Dorfe Hellinghauſen, in der Gegend von Lippſtadt, ein junger Bauer am Bette ſeines kranken Weibes und wollte ſchier verzweifeln vor grenzenloſem Jammer. Und er hatte wohl Urſache dazu, denn ſeine treue Hausfrau, die Mutter ſeines einzigen Söhnleins, die er über alle Maßen liebte, lag ſchon ſeit zwei Monaten an einer böſen Krankheit danieder, für welche weder der Schäfer in ſeinem Dorfe, noch der Arzt im benachbarten Lippſtadt ein Heilungskräutlein zu finden wußte. Sie ward von Tag zu Tag ſchwächer und Hans dachte jeden Abend, wenn er neben ihr das Lager beſtieg: Wer weiß, ob ich ſie morgen früh noch lebendig finde. Er betete auch Tag und Nacht recht inbrünſtig zu Gott und faltete die Hände ſeines Söhnleins zwiſchen den ſeinen und flehte mit ihm: „Herr, nimm die liebe Mutter noch nicht von uns! Du haſt

ja Engel genug in Deinem Himmelreich; laß uns dieſen noch ein wenig auf der Erde, daß er uns pflege, leite und beglücke; denn was iſt der Mann ohne das geliebte Weib? was iſt das Kindlein ohne die ſorgende Mutter?" Aber trotz Beider innigen Flehens ward die Kranke immer matter, wie die Blume auf dem Felde, die unter den ſtechend heißen Sonnenſtrahlen dahinwelkt.

Es war zum erſten Male, daß das Unglück bei dem wohlhabenden Hans eingekehrt. Sonſt hatte ihm immer, von der Stunde ſeiner Geburt an, das Glück gelächelt. Sein Vater hatte ihm einſt ein ſtattliches Wohnhaus, nebſt Felder, Wieſen und Gärten hinterlaſſen. Schon in ſeinem 20. Jahre beſaß er ſeinen eigenen Heerd, was er, nach dem Sprüchwort: „Eigner Heerd iſt Goldes werth", wohl als ein Glück preiſen konnte. Dazu gedieh ſeine Acker- und Hauswirthſchaft ſichtbar; denn Gott ſegnete ſein Beſitzthum mit Fruchtbarkeit. Fehlte ihm Etwas, ſo war es die ſorgende Hausfrau, welche die Aufſicht führt über Küche und Keller, Mägde und Knechte, die dem Manne des Abends liebkoſend den Schweiß der Tagesarbeit von der Stirne wiſcht und ihm das erquickende Nachtmahl bereitet. Auch das ſollte Hans bald finden, und zwar ein ſo köſtliches Gut, wie wenige Bauern, ja vielleicht keiner in ſeinem Dorfe aufzuweiſen hatte. Am heiligen Chriſtfeiertage, als Hans gerade im Begriff war, die Kirche zu beſuchen, fuhr auf einmal ein fremder

Schlitten in's Dorf hinein und hielt vor dem Gotteshause still. Ein wohlgekleideter Mann in Bauerntracht stieg heraus. Ihm folgte ein liebliches Mädchen, das den Vater, der etwas gelähmt schien, sorgsam stützte und in die Kirche führte. Hans ward beim Anblick der schönen fremden Bäuerin auf einmal ganz wunderbar zu Muthe. Es kam ihm vor, als ob der Winter mit seinem Schnee und Eis von der Erde plötzlich verschwunden wäre und der Frühling seine Blüthenbüsche und Vögelgesänge um ihn herzauberte. Er fühlte sich durch eine innere Gewalt gezwungen, dem holden Mägdlein auf dem Fuße nachzufolgen und ließ sie während des Gottesdienstes nicht aus den Augen. Nachdem sie mit ihrem Vater wieder die Kirche und das Dorf verlassen hatte, fühlte Hans sich in seinen vier Pfählen gar einsam. Es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken mehr und der Schlaf floh sein Auge. Da vertraute er sich seiner alten Mutter an und klagte ihr, daß er von den schönen Augen der fremden Bäuerin schier verzaubert wäre. Da sagte die kluge Alte: „Ei, der Zauber läßt sich leicht lösen. Geh' hin und erkundige Dich nach ihr, und wenn sie wackrer Eltern Kind und reines Herzens ist, so führe sie als Hausfrau heim." — Hans befolgte diesen klugen mütterlichen Rath. Er zog Kundschaft über sie ein und wußte bald, daß sie die Tochter eines benachbarten Dorfschulzen war. Da er nun Vermögen besaß, so konnte er es dreist wagen,

um ſie zu freien. Eines Sonntags zog er er ſeine beſten Kleider an. Die Mutter kämmte ihm die Haare glatt. Darauf zierte er ſeinen Kopf mit der braunen Pelzmütze, ſteckte einen großen Strauß duftender Blumen vor die Bruſt und wanderte nun mit klopfendem Herzen nach der Roſe des Dorfes Overhagen, wie man die ſchöne Margaretha allgemein hieß. Er ging, wie es damals die Sitte erheiſchte, zuerſt zu ihrem Vater, ſagte ihm, wer er wäre und in welcher Abſicht er käme. Der Alte machte große Augen; meinte auch, ſein Töchterlein ſei noch viel zu jung, um den Pflichten der Hausfrau zu genügen. Doch wollte er den ſchmucken Freier nicht ganz von der Hand weiſen. Er rief Margaretha herein, die eben in der Küche beſchäftigt war, ein Spanferkel zu braten, und machte ſie mit des jungen Bauers Abſicht bekannt. Sie warf erröthend einen prüfenden Blick auf den verlegen da ſtehenden Hans und zupfte am Mieder. Hans wollte nun ſeine Bewerbungen perſönlich beginnen, blieb aber im beſten Redefluß ſtecken und wurde eben ſo roth als die Roſe des Dorfes. So ſtanden Beide eine Zeitlang einander gegenüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Alte, der als ein kluger Mann, in der Menſchen Herzen zu leſen verſtand, ſah es ſeiner Tochter bald an, daß ſie ob der Werbung des reichen ſchmucken Burſchen nicht ungehalten war. Er dachte daher: Es iſt Gottes Wille und beſchloß als ein verſtändiger und gütiger Vater ihrer auf-

blühenden Liebe Nichts in den Weg zu legen. Hans erhielt also die Erlaubniß wiederzukommen und seine Werbung fortzusetzen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntage war er wieder da, und so zwei Monate lang hintereinander. Und nach einem Jahre, nachdem sich Beide hinlänglich geprüft hatten — damals pflegte man noch nicht ein Ehebündniß so leichtsinnig zu knüpfen, als jetzt — schmückte Hans die Räume seines Hauses mit der Rose des Dorfes Overhagen. Sie waren glücklich und beneidet und lebten wie die Engel im Himmel in Frieden und Liebe. Hans trug seine Rose auf den Händen, und sie war ihm eine gehorsame und fleißige Hausfrau, die seinen Wohlstand mehrte wie sie konnte und rührig schaffte Tag und Nacht.

Aber auch eine süße Rosenknospe erblühte aus der Rose des Dorfes. Sie ward ein Jahr nach ihrer Hochzeit Mutter eines gesunden Knäbleins, worüber Hans und seine alte Mutter fast närrisch vor Freude wurden. Nun kamen mehre Jahre, deren jeder Tag ein Pfingsttag war, voll grüner Maien und Frühlingsblüthen, die Luft ewig mild, der Himmel ununterbrochen klar. Endlich aber kamen auch Gewitterwolken und verfinsterten Hansens Lebenshimmel, denn kein Sterblicher soll sich schon auf Erden eines vollkommenen Glückes erfreuen. Der Hagelschlag traf seine Ernte und zerstörte sie; ein Blitz zündete seine Scheune an und vernichtete den aufgehäuften Vorrath

zweier Jahre. Da brummte Hans und kratzte sich am Kopf und meinte: „O weh, o weh! was soll das werden, wenn's so fortgeht?“ Margarethe, sein liebes Weib, aber küßte und tröstete den Verzagten, und sprach: „Das nächste Jahr bringt neuen Segen und eine neue Scheuer wird uns auch nicht an den Bettelstab bringen!“ Hans faßte wieder Muth und begann zu bauen. Da brachen in tiefer Mitternacht böse Diebsgesellen in sein Haus und leerten ihm den Geldkasten aus und füllten mit seines seligen Vaters langjähriger Ersparniß ihren Diebessäckel. Das war für Hans ein harter Schlag! denn nun mußte er Schulden machen, um seine Scheuer herzustellen. Da tröstete ihn wiederum sein Weib und sprach: „Laß es dahin sein, Hans. Gott ließ uns doch Gesundheit und Kraft, wieder zu erwerben. Wir müssen unsere Wirthschaft mehr einschränken; dann läßt sich leicht etwas zurücklegen.“ — Das geschah denn auch. Margarethe sparte und knappte aller Enden, nur nicht an den Wohlthaten, die sie an die Armen und Hülfsbedürftigen des Ortes und an nothleidende Wanderer austheilte. Da mehrte sich ihr Wohlstand bald wieder. Doch wollte der Herr Hans noch härter prüfen. Ein böses Fieber kam über Nacht über seine Nose und lähmte ihre Kraft und führte sie dem Todtbette nahe. Da ergriff Hans die Verzweiflung. Vergebens weinte und betete er und seine alte Mutter und sein Knabe. Die Kranke schien unrettbar dem Tode verfallen. So trafen wir ihn

im Anfang unſerer Erzählung am Siechlager ſeiner welkenden Roſe, die mit matten Blicken, in denen aber noch die innigſte Liebe lag, zu ihm aufſah. Endlich ward ihm ſein Weh zu groß, ſein Herz wollte ſchier zerberſten, aus ſeinen Augen quoll ein Thränenſtrom. Er lief in ſeiner Verzweiflung in's Freie hinaus auf die Landſtraße, rang die Hände und jammerte laut gen Himmel: „O lieber Herrgott! ſo iſt denn Alles für mich verloren! ſo bin ich denn nun grenzenlos unglücklich und Nichts bleibt mir weiter übrig, als meinem jämmerlichen Leben ein Ende zu machen; denn was ſoll ich ohne mein liebes Weib noch auf Erden!“ Er warf ſich bei dieſen Worten in Thränen zerfließend in's Gras und barg ſein Geſicht in die Erde.

In demſelben Augenblicke ſchlug ein helltönender, freudiger Geſang an ſein Ohr, ein Geſang, der ihn wunderbar berührte und ihn zwang den Kopf zu erheben und nach dem Sänger zu ſchauen. Doch der, den er ſah, ſchien wenig zu den frohen, lebenſprudelnden Tönen ſeines Mundes zu paſſen. Ein alter Mann in Bauerntracht war's, an zwei Krücken hinkend. Dazu fehlte ihm die Hand des rechten Armes und ein Auge. Es war alſo ganz und gar ein Krüppel. Aber trotz dem Allen ſchien er doch überaus vergnügt zu ſein. Sein Geſang lautete in weſtfäliſcher Mundart alſo:

Dei Kuckuk upem Tiune ſat,
Dei Kuckuk upem Tiune ſat,

Dei Kuckuk upem Tiune ſat, ſat, ſaterlat,
Da kam en Schuer und hei wor nat.
Un do kam wier Sunnenſchien,
Un do kam wier Sunnenſchien,
Un do kam wier Sunnenſchien,
Dei Kuckuk wor wier droig un fien. Kikiriki!

Die Weiſe klang ganz eigenthümlich und hatte etwas Tröſtliches, Erheiterndes in ſich. Der alte Krüppel bemerkte den im Graſe liegenden Hans, deſſen Angeſicht bleich, deſſen Augen roth und geſchwollen waren. — „Armer Geſelle!“ hub er mitleidig an. „Was fehlt Euch? was bekümmert Euer Herz? Warum ſeht ihr ſo verzagt drein, als wäre Nichts als Unglück um und in Euch?“ — „So iſt es auch!“ erwiderte Hans trübſelig. „Gott hat mich ſchwer getroffen. Ich weiß meines Elendes kein Ende.“ — „Wen der Herr züchtigt, den hat er lieb,“ verſetzte der Alte. „Hat Gottes Hand Euch ein Leid zugeſchickt, ſo wird er es auch, wenn Ihr es nur ohne Murren und in Ergebung tragt, wieder in Freude und Herrlichkeit wandeln. Man muß nur die Zeit abwarten. Bald geht's ſchnell, bald geht's langſam, aber es kommt gewiß. Glaubt mir, junger Mann, der hier vor Euch ſteht, war auch nicht immer ſo glücklich und fröhlich, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo auch meine Augen Thränenbäche waren, und der blaue Himmel über uns, mir ſo ſchwarz vorkam, wie ein Torfmoor.“ — „Ihr glücklich?“ ſagte Hans bitter lächelnd. „Ihr, der Krüppel an der Krücke, der den Ge-

brauch ſeiner koſtbarſten Gliedmaßen verlor?“ — „Der koſtbarſten?“ erwiederte der Greis. „Das meine ich nicht. Unſer Herrgott hat mir noch gar viele übrig gelaſſen, mich an ſeiner Welt zu erfreuen. Habe ich nicht noch ein Auge, die grüne Erde, den glänzenden Himmel, die funkelnden Sterne und meine Mitbrüder, die Menſchen zu ſchauen? Kann mein Ohr ſich nicht am Geſang der Vögel und an allen andern Tönen erlaben? Erfreut der Duft der Blumen und Blüthen nicht meine Naſe? Fühl' ich nicht die warme Luft des Himmels in meinem Geſichte? den Druck eines Biedermannes in meiner linken Hand? Und, Sapperment! ſchmeckt mir nicht Eſſen und Trinken, daß es eine Luſt iſt? Nein, mein Burſche, ich darf wohl mit Recht ſagen: Ich bin ein glücklicher Kerl!“ — „So habt Ihr vielleicht Angehörige, die Euch das Leben froh machen?“ fragte Hans. — Der Greis ſchüttelte den Kopf: „Ich ſtehe allein auf der Welt,“ ſagte er, doch bin ich nicht allein; denn ich nenne alle Menſchen meine Brüder und ſuche mir durch Wohlthun Freunde in der Welt zu machen.“ — „Durch Wohlthun, Ihr?“ meinte Hans. „Ihr ſeht mir eben nicht aus, als ob Ihr den Seckel da an Eurer Seite voll Geld hättet. Er ſieht vielmehr einem Bettelſacke ähnlich.“ — „Ihr habt nicht Unrecht, mein Freund,“ ſprach der Alte. „Was d'rin ſteckt, habe ich allerdings gebettelt; aber nicht von den Menſchen, ſondern von den Feldern, Wieſen und Bergen

des ganzen Landes. Es ſind heilſame Kräuter und Wurzeln d'rin für mancherlei Fieber und böſe Krankheiten. O, ich habe ſchon manchem armen Teufel damit das Leben erhalten." — Hans horchte hoch auf. „So ſeid Ihr eine Art Doktor?" fragte er. — „So eine Art, ja," ſagte der Alte. „Doch habe ich meine Kunſt auf keiner hohen Schule, ſondern von einer alten Frau, meiner verſtorbenen Großmutter gelernt." — „O ſo kommt mit, wenn Ihr wirklich was verſteht," rief Hans raſch. „Mein krankes Weib liegt zu Hauſe dem Tode nahe. Vielleicht könnt Ihr der Armen helfen." — „Wollen ſehen," ſagte der Alte. „Führt mich zu ihr. Unſer Herrgott iſt groß und barmherzig und wirkt oft durch die Schwachen Wunder."

Und ſo gingen ſie raſch ins Dorf. Hans voran, der Alte humpelte an ſeiner Krücke rüſtig hinterdrein. Unterwegs aber brummte er wieder die Melodie des vorerwähnten Liedes:

„Dei Kuckuk upem Tiune ſat."

In der Hütte angekommen, fand Hans ſein Weib noch elender, als je. Seine Roſe war nahe dran, durch den unbarmherzigen Geſellen „Tod" vom Stengel gerissen zu werden. Der Alte beſah ihr Angeſicht mit prüfenden Blicken, fragte Dieſes und Jenes, wie lange die Krankheit ſchon gewährt und wie ſie entſtanden wäre, und was dergleichen mehr war. Dann braute er ihr augenblicklich ein heilſames Tränklein und gab es ihr ſelbſt

ein, worauf sie bald in einen ruhigen Schlummer fiel. Die Nacht über wachte er an ihrem Bette und pflegte und wartete sie mit Umsicht und Sachkenntniß. Und siehe da, noch ehe drei Tage ins Land gingen, fing die kranke Frau an, sich wieder etwas zu erholen, und als zwei Wochen vorüber waren, bekam Hansens Rose nach und nach ihren Glanz und ihre Farbe wieder, und in einem Monat war sie völlig wieder hergestellt. Der alte Kräutermann war bis dahin fast immer als Wärter der Kranken im Hause geblieben. Nur mitunter hatte er sich auf wenige Stunden entfernt, um sein Kräutersäcklein zu füllen. Kam er dann zurück, so hörte man ihn schon von Weitem sein: „Dei Kuckuk upem Tiune sat" singen, das seine Lieblingsweise zu sein schien. Als Margarethe nun zum ersten Male, auf ihres Mannes Arm gestützt, in ihren Garten hinausschritt, sagte der Alte: „Seht Ihr nun, Freund Hans, daß mein Kuckuckslied Recht hat und daß kein Mensch vor seinem Tode an der Barmherzigkeit Gottes verzagen soll? Ist Euer Weib nicht wieder gesund? Dei Kuckuk nicht wier droig un sien?" — „Dem Himmel und Euch Dank," versetzte Hans mit einer Freudenthräne im Auge. „Ihr habt mich wieder zum glücklichsten Manne gemacht. Aber ich will auch dankbar sein. Ihr seid alt und lahm, habt bald selbst der Pflege nöthig. Bleibt bei uns. Es soll Euch an Nichts fehlen. Wir theilen das Letzte mit unserm Wohlthäter." — „Geht nicht,

Freund Hans," sagte der Alte lächelnd. „Der Mensch soll wirken und Gutes thun, so lange ihm die Augen offen stehen. Denkt, daß noch viele Hülfsbedürftige im ganzen Lande mein Kräutersäcklein in Anspruch nehmen. Lebt wohl und gedenkt fleißig des alten Kräutermannes. Doch bevor ich gehe, muß ich Euch noch erzählen, wie ich zu meinem Kuckuksliede gekommen bin. Meine Erzählung möge Euch eine Warnung sein, nie wieder Euch trostloser Verzweiflung zu überlassen. Sie setzten sich alle vier, Hans, sein Weib, die alte Schwiegermutter und der Kräutermann, in eine Laube, und Letzterer begann:

„Nicht immer war ich ein Krüppel, wie jetzt. Es gab eine Zeit — es mögen wohl dreißig Jahre her sein — da hüpfte ich mit den Ziegen und jungen Kühen um die Wette. Ich war groß und stark, frisch und lebensmuthig, und einen fröhlicheren Menschen gab's in ganz Westfalen nicht mehr. Mein Vater war ein Bauer zu Camen; ich half ihm in der Wirthschaft und sollte als der einzige Sohn einst Haus und Hof von ihm erben. Dazu hatte ich eine Braut, ein Mädchen zum Anbeißen, drall und rund, die mich auf's Innigste liebte. Auch ihr Vater, der wohlhabend war, hatte mich gern. Unser Hochzeitstag war anberaumt. Meine Braut und ich waren fast närrisch vor seliger Hoffnung. Da, drei Tage vor der Hochzeit, setzte uns irgend ein böser Bube den rothen Hahn auf's Dach. Um Mitternacht wachte ich auf,

vom Rauch beinahe ſchon erſtickt. Ich tappte mich hinaus, weckte meinen Vater, der in einer Nebenkammer ſchlief, und ſchlug Lärm im Hauſe. Bald mußten wir ins Freie, wollten wir nicht jämmerlich verbrennen. In wenigen Minuten ſtand das ganze Haus in vollen Flammen. Zu retten war faſt Nichts, denn das Feuer war von Außen angelegt. Da hörten wir plötzlich ein Jammergeſchrei. Es war die Stimme meiner Großmutter, die in einer hintern Kammer ſchlief und die wir im erſten Schrecken ganz vergeſſen hatten. Ich beſann mich nicht lange, durch Rauch und Feuer arbeitete ich mich mit großer Gefahr zu ihr hin. Die Flammen verbrannten mir Geſicht und Haar. Ein herabſtürzender Balken zerſchmetterte mir die Hand. Aber dennoch war Gott mit mir. Ich faßte ſie glücklich und gelangte mit ihr ans Fenſter. Hier warf ich ſie — das Fenſter war nämlich nicht hoch — den unten ſtehenden Nachbaren zu, die ſie glücklich auffingen. Ich wollte ihr nachſpringen — da ſtürzte das Haus über mich zuſammen. Ich fühlte, wie die mächtigen Balken meine Beine zerſchmetterten und verlor die Beſinnung. Als ich wieder zum Leben erwachte, lag ich in einem kleinen Stübchen, im Hauſe eines Nachbars. Meine Großmutter ſaß an meinem Bette und pflegte mich. Nun erfuhr ich erſt mein übergroßes Unglück. Wir waren durch den Brand arme Leute geworden. Ich ſelbſt war übel zugerichtet. Ein Auge, meine beiden Füße und die rechte

Hand waren verloren. Da weinte ich bitterlich, meine Freunde; denn alle meine Lebenshoffnungen waren dahin. Von meiner Heirath konnte nun auch keine Rede ſein; denn wie konnte ich verlangen, daß die ſchöne, reiche Marie den armen, hülfloſen Krüppel zum Manne nehmen ſollte. Es kam auch, wie ich mir dachte. Marie beweinte mein Unglück, tröſtete ſich aber endlich und nahm einen Andern. An ihrem Hochzeitstage hinkte ich an zweien Krücken zum erſten Male ins Dorf hinein. Ich kam zufällig an der Kirche vorüber und ſah einen ſtattlichen Zug von Hochzeitsgäſten, Marie und ihren Bräutigam an der Spitze, hineingehen. Da ergriff auch mich die Verzweiflung. Ich hinkte zum Dorfe hinaus auf eine Wieſe und ſetzte mich in der Nähe eines Zauns bei einem Backofen nieder. Meine Thränen floſſen ohne Aufhören. Da umdüſterte ſich auf einmal der Himmel über mir. Ein heftiges Ungewitter zog heran, ein Platzregen raſſelte herunter. Ich kroch in den Backofen hinein und barg mich ſo vor dem Unwetter. Hinausſehend gewahrte ich, wie die Vögelein ihre Neſter ſuchten, um den Schloſſen zu entkommen. Unter dieſen war auch ein junger Kuckuk, wohl noch nicht lange dem Neſt entflogen. Er ſaß vor mir auf dem Zaune. Der heftige Regen durchnäßte ſeine Federn ſo, daß er nicht von der Stelle konnte. Das arme Geſchöpf ſah gar erbärmlich aus. Ich glaubte, er müſſe umkommen. Aber der Regenſchauer zog raſch vorüber.

Die warme Sonne strahlte wieder herab und trocknete schnell die nasse Erde und auch meinen Kuckuk. Ich bemerkte, wie er den geduckten Kopf wieder erhob, seine Flügel ausspreizte und den Schnabel zu Hülfe nahm, um seine Federn zu trocknen. Immer mehr blaute sich der Himmel, immer frischer wehte der Frühlingswind, immer wärmer strahlte die Sonne. Bald ward der arme Kuckuk trocken und drehte den Kopf lustig hin und her. Dann flatterte er rasch durch die sonnige Luft davon. Und wie der Vogel davon flog, eben so schnell verließ mich die Verzweiflung. Ich sah in dem durchnäßten und wieder getrockneten Kuckuk mein eigenes Schicksal und dachte: „Gott der Herr, der dem armen Kuckuk durch seinen warmen Sonnenschein half, wird auch dich, das Menschenkind, nicht in dem Regenwetter des Unglücks umkommen lassen.“ Da wischte ich meine Thränen ab, hinkte wieder nach Hause und beschloß nun, unverzagt den kommenden Tagen entgegenzusehen. Da ich mich durch meiner Hände Arbeit nun nicht ernähren konnte, so beschloß ich, es durch meinen Kopf zu thun. Hierzu verhalf mir meine alte Großmutter. Sie lehrte mich die heilsamen Kräuter und Wurzeln der Erde kennen und sie zum Besten der Kranken verwenden. Schon nach einem Jahre hinkte ich, mein Kräutersäcklein auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf und nährte mich redlich. Im Anfang kamen mir mitunter wohl noch trübe Stunden, wo ich dachte: „Ein Krüppel

iſt doch ein gar elend und erbärmlich Ding. Aber da dachte ich an meinen Kuckuk, ſchlug mir die Grillen aus dem Sinn und dankte Gott, daß er mir wenigſtens das Leben gelaſſen. Die Geſchichte von meinem Kuckuk hatte ich in ein Liedchen gebracht, das ich ſeitdem jeden Tag zu ſingen pflege. Ihr kennt es, ja wißt es ſchon auswendig, ſo oft habe ich es bei Euch geſungen. Und nun lebt wohl. Gott erhalte Euch geſund und voll Hoffnung. Wenn Euch noch einmal im Leben Unglücksfälle heimſuchen und der Muth Euch verlaſſen will, ſo denkt hübſch an meinen Kuckuk."

Und damit ſchüttelte der Alte ihnen die Hände und wanderte mit ſeinen Krücken zum Garten und dann zum Dorfe hinaus. Aber noch aus der Ferne hörten ſie ihn ſingen: „Dei Kuckuk upem Tiune ſat." — Und Hans befolgte den Rath des alten Kräutermannes und befand ſich wohl dabei. Und das Lied lehrte er ſeinen Knechten und Margaretha lehrte es den Mägden und dieſe verbreiteten es weiter, und nach einigen Jahren hörte man überall im ganzen Lande das Kuckuckslied beim Spinnen und Flachshecheln von luſtigen Dirnen ſingen und von den Knechten beim Dreſchen und Pflügen. Und ſelbſt heutiges Tages iſt es noch eine der beliebteſten Volksweiſen auf allen Gauen des guten Weſtfalenlandes.

Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest in Westfalen, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter Namens Themo, ein harter, ungerechter Mann, der dem schlimmsten aller Laster, dem Würfelspiele, leidenschaftlich ergeben war. Umsonst flehte ihn sein Weib an, umsonst bat ihn sein gutgeartetes Töchterlein, er möge doch ein anderer Mensch werden, und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja mißhandelte die redlichen Seinen sogar oft mit Faustschlägen und Fußtritten. Tag für Tag, Nacht für Nacht lag er in allen Bierhäusern und Schenken; und plünderte seine Opfer, die ihm zahlreich in die Hände liefen. Und er gewann fast immer; denn er spielte falsch. Seine Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie ihm stets zu Gunsten

fielen. Das hätte nun wohl Mancher ſeiner Mitſpieler einſehen ſollen; aber die Spielwuth verblendete ihre Augen und umnebelte ihren Verſtand. Und dann wußte Themo es mitunter auch einzurichten, daß der Verluſt auf ſeiner Seite war. Dadurch wurden die Spieler denn ſicher gemacht, daß ſie ſtets von Neuem wieder in die Schlinge gingen und oft ihr ganzes Hab und Gut in den Schelmenſeckel des ſchlauen Themo wandern ließen. So ward Themo von Jahr zu Jahr reicher, aber zugleich auch immer geldgieriger und hartherziger. Seine Angehörigen ließ er zu Hauſe oft jämmerlich darben. Er ſelbſt aber pflegte ſeinen Bauch mit Wein und Leckerbiſſen. Ein ſo ſchlimmes Weſen trieb er über zwanzig Jahre. In dieſer Zeit waren mehr Flüche auf ſein Haupt geſchleudert worden, als ſeines Hauſes Dach Ziegel hatte. Die Weiber und Kinder, Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern Derjenigen, die er um Alles brachte, verwünſchten ihn bis zum Abgrund der Hölle. Ja, es hatte ſich ſchon mehr als einmal getroffen, daß ſich eines ſeiner Opfer an ſeinen Thürpfoſten aufgehangen hatte. Er aber, ein verſtockter Sünder, hohnlachte über dieſe Unglücklichen und meinte: „Ihr Geld iſt mein; nun mögen ſie ſich erhängen oder erſäufen, mir gleichviel. Ein Narr, der ſich ſo Etwas zu Herzen nimmt!“

Nun aber war des Ritter Themo Töchterlein ebenſo gut und ſchön, als ihr Vater böſe und mißgeſtaltet.

Darum entbrannte der Sohn eines reichen Bürgers, Namens Kerkhörde, in Liebe zu der sittigen Jungfrau. Und da die anmuthige Adelgunde den bescheidenen jungen Patrizier auch mit liebevollen Augen anblickte und ihm durch freundliche Geberden zu verstehen gab, sie würde gern seine gehorsame Hausfrau werden, so faßte er sich eines Tages ein Herz, ging zu Herrn Themo, verneigte sich ehrbar vor ihm und sprach: „Herr Themo, Ihr seid begütert, wie Wenige hier in der Stadt; aber ich bin es nicht minder. Eure holdselige Tochter hat meinen Augen wohlgefallen. Gebt sie mir zum Weibe.“ Ritter Themo lächelte ihn mit grinsender Freundlichkeit an, reichte ihm die Hand und sagte: „Ei, warum nicht? Ihr seid der reichste Sohn des reichsten Mannes in Soest, ein geachteter Kauf- und Handelsherr. Ein solcher Eidam ist mir nicht unwillkommen. Kommt oft zu uns. Wir wollen uns näher kennen lernen; jedoch muß ein Jahr verfließen, ehe Ihr mein Töchterlein in die Brautkammer führt. In der Zeit habt Ihr vielfach Gelegenheit, Eure beiderseitigen Neigungen und Gewohnheiten zu erforschen. Dann habt Ihr Euch nach der Hochzeit Nichts vorzuwerfen.“ — Mit diesem Bescheide begnügte sich auch der junge Mann. Von da an kam er tagtäglich zu der schönen Adelgunde, die er bald seine Braut nennen durfte. Ritter Themo ließ die Liebenden ruhig eine Zeitlang gewähren. In seinem Innern aber dachte er: „Du junger Fant be-

kommſt meine Tochter nimmer; aber Dein Verliebtſein ſoll mir Dein Hab und Gut in die Hände liefern." — Nachdem ein halbes Jahr verfloſſen war, wußte er es mitunter zu veranſtalten, daß der junge Kerkhörde ſeine Braut nicht zu Hauſe traf. Statt ihrer fand er den alten Ritter, welcher im Sorgenſtuhle ſaß und vor langer Weile gähnte. Dieſer machte ihm mit glatten Worten den Vorſchlag, mit ihm zu würfeln, um die Abendſtunden bis zum Wiederkommen der Braut hinzubringen. Kerkhörde, der Themo's Spielwuth kannte und gewarnt war, hatte erſt nicht übel Luſt, ſeinen Vorſchlag von der Hand zu weiſen. Aber wiederum dachte er auch: Einmal iſt keinmal. Du darfſt den Vater Deiner Braut ja nicht durch Deine Weigerung erzürnen. Und er beſchloß, mit dem Alten zu ſpielen, aber nur um wenige Heller. Das geſchah denn auch. Sie würfelten miteinander, wobei der Ritter, obgleich er beſtändig verlor, doch die beſte Laune behielt. Nach einer Stunde hörte er zuerſt auf. Der Bürgersſohn hatte eine kleine Summe Heller gewonnen. — „Ihr habt Glück, mein Freund!" ſagte der alte Spieler lachend zu ihm. „Wir müſſen uns dieſen Spaß noch mehr machen." — Bald darauf kamen Mutter und Tochter von einem Beſuche nach Hauſe. Sie fanden den jungen Mann noch und erfreuten ſich noch einige Stunden ſeiner Gegenwart. Der Alte wünſchte gute Nacht und ging auf ſein Gemach. Der Bräutigam koſ'te mit der holden

Braut, ſagte ihr aber nicht, daß er mit ihrem Vater geſpielt hatte. Er ſchämte ſich; denn er hatte ihr noch jüngſt gelobt, nie eine Einladung zum Spiele von Seiten des Alten anzunehmen. Jetzt vergingen einige Wochen, ohne daß der Ritter ſeine Einladung zum Spiele bei ſeinem künftigen Schwiegerſohne erneuerte. Das kam aber nur daher, weil der Alte durch und durch ein Schalk war, der ſein Opfer nur ſicher machen und vor Mißtrauen bewahren wollte. Endlich rückte er von Neuem mit ſeiner Bitte heraus. Kerkhörde wagte nicht, ſie ihm abzuſchlagen, und ſie ſpielten wieder. Jetzt gewann er von dem Alten noch mehr, als das erſte Mal. Dadurch bekam er nun nach und nach Luſt zu dieſem entſetzlichſten aller Laſter, das Leib und Seele zerrüttet und zu zeitlichem, wie ewigem Verderben, führt, um ſo mehr, da Themo ihn faſt beſtändig gewinnen ließ. Noch waren drei Monate bis zum anberaumten Hochzeitstage für die Liebenden hin, als Kerkhörde jeden Abend, wenn er von ſeiner Adelgunde kam, anſtatt nach Hauſe zu gehen, in's Gemach ſeines argliſtigen Schwiegervaters ſchlich und mit ihm bis zum Morgenrothe beim Spiele ſaß. Jetzt aber, da Themo ſeines Opfers gewiß war, ließ er Kerkhörde nicht mehr beſtändig gewinnen. Gewinn und Verluſt neigten ſich abwechſelnd, bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Der junge Spieler ward dadurch nur noch immer heftiger und verblendeter in ſeiner Spielwuth, und

verlor ſo nach und nach bedeutende Summen Geldes, und endlich, drei Tage vor dem feſtgeſetzten Hochzeitstage, Haus und Hof an ſeinen Schwiegervater. Jetzt war Themo da, wo er ſein wollte. Den anderen Morgen nach der letzten verhängnißvollen Nacht ließ er den unglücklichen Kerkhörde zu ſich rufen und erklärte ihm mit dürren Worten, er könne ſein einziges Töchterlein unmöglich einem bettelarmen Manne geben, und er möge ſich daher nach einer anderen Braut umſehen. Da ſah ihn der junge Mann mit einem ſtieren, verzweiflungsvollen Blicke an. Seine Glieder bebten, ſeine Zähne ſchlugen heftig aneinander. Endlich aber ermannte er ſich und ſchrie mit einem Tone, der einen Stein in der Erde hätte rühren können, den harten Themo aber kalt ließ: „Verflucht ſeieſt Du in alle Ewigkeit, Du ſchändlicher, argliſtiger Mann, der mich erſt um das Meinige mit falſchen Würfeln betrog und nun dem Elende preisgibt. Mein Blut komme über Deine Seele. Morgen weile ich nicht mehr unter den Lebendigen. Du aber wirſt den Lohn für Deine Unthaten empfahen und bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. O Adelgunde! hätte ich auf Deine Warnungen gehört.“ Hierauf ſtürzte er von ſeinem Verderber hinweg und ſuchte ſeine Braut auf. Bei ihr löſ'te ſich ſein Schmerz in einen Thränenſtrom. Er ſchloß ſie heiß und innig an ſeine Bruſt, küßte ſie heftig, rief ihr ein Lebewohl zu und rannte von hinnen. Noch denſelben Tag

vom Rauch beinahe ſchon erſtickt. Ich tappte mich hinaus, weckte meinen Vater, der in einer Nebenkammer ſchlief, und ſchlug Lärm im Hauſe. Bald mußten wir ins Freie, wollten wir nicht jämmerlich verbrennen. In wenigen Minuten ſtand das ganze Haus in vollen Flammen. Zu retten war faſt Nichts, denn das Feuer war von Außen angelegt. Da hörten wir plötzlich ein Jammergeſchrei. Es war die Stimme meiner Großmutter, die in einer hintern Kammer ſchlief und die wir im erſten Schrecken ganz vergeſſen hatten. Ich beſann mich nicht lange, durch Rauch und Feuer arbeitete ich mich mit großer Gefahr zu ihr hin. Die Flammen verbrannten mir Geſicht und Haar. Ein herabſtürzender Balken zerſchmetterte mir die Hand. Aber dennoch war Gott mit mir. Ich faßte ſie glücklich und gelangte mit ihr ans Fenſter. Hier warf ich ſie — das Fenſter war nämlich nicht hoch — den unten ſtehenden Nachbaren zu, die ſie glücklich auffingen. Ich wollte ihr nachſpringen — da ſtürzte das Haus über mich zuſammen. Ich fühlte, wie die mächtigen Balken meine Beine zerſchmetterten und verlor die Beſinnung. Als ich wieder zum Leben erwachte, lag ich in einem kleinen Stübchen, im Hauſe eines Nachbars. Meine Großmutter ſaß an meinem Bette und pflegte mich. Nun erfuhr ich erſt mein übergroßes Unglück. Wir waren durch den Brand arme Leute geworden. Ich ſelbſt war übel zugerichtet. Ein Auge, meine beiden Füße und die rechte

Hand waren verloren. Da weinte ich bitterlich, meine Freunde; denn alle meine Lebenshoffnungen waren dahin. Von meiner Heirath konnte nun auch keine Rede ſein; denn wie konnte ich verlangen, daß die ſchöne, reiche Marie den armen, hülfloſen Krüppel zum Manne nehmen ſollte. Es kam auch, wie ich mir dachte. Marie beweinte mein Unglück, tröſtete ſich aber endlich und nahm einen Andern. An ihrem Hochzeitstage hinkte ich an zweien Krücken zum erſten Male ins Dorf hinein. Ich kam zufällig an der Kirche vorüber und ſah einen ſtattlichen Zug von Hochzeitsgäſten, Marie und ihren Bräutigam an der Spitze, hineingehen. Da ergriff auch mich die Verzweiflung. Ich hinkte zum Dorfe hinaus auf eine Wieſe und ſetzte mich in der Nähe eines Zauns bei einem Backofen nieder. Meine Thränen floſſen ohne Aufhören. Da umdüſterte ſich auf einmal der Himmel über mir. Ein heftiges Ungewitter zog heran, ein Platzregen raſſelte herunter. Ich kroch in den Backofen hinein und barg mich ſo vor dem Unwetter. Hinausſehend gewahrte ich, wie die Vögelein ihre Neſter ſuchten, um den Schloſſen zu entkommen. Unter dieſen war auch ein junger Kuckuk, wohl noch nicht lange dem Neſt entflogen. Er ſaß vor mir auf dem Zaune. Der heftige Regen durchnäßte ſeine Federn ſo, daß er nicht von der Stelle konnte. Das arme Geſchöpf ſah gar erbärmlich aus. Ich glaubte, er müſſe umkommen. Aber der Regenſchauer zog raſch vorüber.

Die warme Sonne ſtrahlte wieder herab und trocknete ſchnell die naſſe Erde und auch meinen Kuckuk. Ich bemerkte, wie er den geduckten Kopf wieder erhob, ſeine Flügel ausſpreizte und den Schnabel zu Hülfe nahm, um ſeine Federn zu trocknen. Immer mehr blaute ſich der Himmel, immer friſcher wehte der Frühlingswind, immer wärmer ſtrahlte die Sonne. Bald ward der arme Kuckuk trocken und drehte den Kopf luſtig hin und her. Dann flatterte er raſch durch die ſonnige Luft davon. Und wie der Vogel davon flog, eben ſo ſchnell verließ mich die Verzweiflung. Ich ſah in dem durchnäßten und wieder getrockneten Kuckuk mein eigenes Schickſal und dachte: „Gott der Herr, der dem armen Kuckuk durch ſeinen warmen Sonnenſchein half, wird auch dich, das Menſchenkind, nicht in dem Regenwetter des Unglücks umkommen laſſen.“ Da wiſchte ich meine Thränen ab, hinkte wieder nach Hauſe und beſchloß nun, unverzagt den kommenden Tagen entgegenzuſehen. Da ich mich durch meiner Hände Arbeit nun nicht ernähren konnte, ſo beſchloß ich, es durch meinen Kopf zu thun. Hierzu verhalf mir meine alte Großmutter. Sie lehrte mich die heilſamen Kräuter und Wurzeln der Erde kennen und ſie zum Beſten der Kranken verwenden. Schon nach einem Jahre hinkte ich, mein Kräuterſäcklein auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf und nährte mich redlich. Im Anfang kamen mir mitunter wohl noch trübe Stunden, wo ich dachte: „Ein Krüppel

iſt doch ein gar elend und erbärmlich Ding. Aber da dachte ich an meinen Kuckuk, ſchlug mir die Grillen aus dem Sinn und dankte Gott, daß er mir wenigſtens das Leben gelaſſen. Die Geſchichte von meinem Kuckuk hatte ich in ein Liedchen gebracht, das ich ſeitdem jeden Tag zu ſingen pflege. Ihr kennt es, ja wißt es ſchon auswendig, ſo oft habe ich es bei Euch geſungen. Und nun lebt wohl. Gott erhalte Euch geſund und voll Hoffnung. Wenn Euch noch einmal im Leben Unglücksfälle heimſuchen und der Muth Euch verlaſſen will, ſo denkt hübſch an meinen Kuckuk."

Und damit ſchüttelte der Alte ihnen die Hände und wanderte mit ſeinen Krücken zum Garten und dann zum Dorfe hinaus. Aber noch aus der Ferne hörten ſie ihn ſingen: „Dei Kuckuk upem Tiune ſat." — Und Hans befolgte den Rath des alten Kräutermannes und befand ſich wohl dabei. Und das Lied lehrte er ſeinen Knechten und Margaretha lehrte es den Mägden und dieſe verbreiteten es weiter, und nach einigen Jahren hörte man überall im ganzen Lande das Kuckuckslied beim Spinnen und Flachshecheln von luſtigen Dirnen ſingen und von den Knechten beim Dreſchen und Pflügen. Und ſelbſt heutiges Tages iſt es noch eine der beliebteſten Volksweiſen auf allen Gauen des guten Weſtfalenlandes.

Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest in Westfalen, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter Namens Themo, ein harter, ungerechter Mann, der dem schlimmsten aller Laster, dem Würfelspiele, leidenschaftlich ergeben war. Umsonst flehte ihn sein Weib an, umsonst bat ihn sein gutgeartetes Töchterlein, er möge doch ein anderer Mensch werden, und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja mißhandelte die redlichen Seinen sogar oft mit Faustschlägen und Fußtritten. Tag für Tag, Nacht für Nacht lag er in allen Bierhäusern und Schenken; und plünderte seine Opfer, die ihm zahlreich in die Hände liefen. Und er gewann fast immer; denn er spielte falsch. Seine Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie ihm stets zu Gunsten

fielen. Das hätte nun wohl Mancher seiner Mitspieler einsehen sollen; aber die Spielwuth verblendete ihre Augen und umnebelte ihren Verstand. Und dann wußte Themo es mitunter auch einzurichten, daß der Verlust auf seiner Seite war. Dadurch wurden die Spieler denn sicher gemacht, daß sie stets von Neuem wieder in die Schlinge gingen und oft ihr ganzes Hab und Gut in den Schelmensecket des schlauen Themo wandern ließen. So ward Themo von Jahr zu Jahr reicher, aber zugleich auch immer geldgieriger und hartherziger. Seine Angehörigen ließ er zu Hause oft jämmerlich darben. Er selbst aber pflegte seinen Bauch mit Wein und Leckerbissen. Ein so schlimmes Wesen trieb er über zwanzig Jahre. In dieser Zeit waren mehr Flüche auf sein Haupt geschleudert worden, als seines Hauses Dach Ziegel hatte. Die Weiber und Kinder, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern Derjenigen, die er um Alles brachte, verwünschten ihn bis zum Abgrund der Hölle. Ja, es hatte sich schon mehr als einmal getroffen, daß sich eines seiner Opfer an seinen Thürpfosten aufgehangen hatte. Er aber, ein verstockter Sünder, hohnlachte über diese Unglücklichen und meinte: „Ihr Geld ist mein; nun mögen sie sich erhängen oder ersäufen, mir gleichviel. Ein Narr, der sich so Etwas zu Herzen nimmt!“

Nun aber war des Ritter Themo Töchterlein ebenso gut und schön, als ihr Vater böse und mißgestaltet.

Darum entbrannte der Sohn eines reichen Bürgers, Namens Kerkhörde, in Liebe zu der ſittigen Jungfrau. Und da die anmuthige Adelgunde den beſcheidenen jungen Patrizier auch mit liebevollen Augen anblickte und ihm durch freundliche Geberden zu verſtehen gab, ſie würde gern ſeine gehorſame Hausfrau werden, ſo faßte er ſich eines Tages ein Herz, ging zu Herrn Themo, verneigte ſich ehrbar vor ihm und ſprach: „Herr Themo, Ihr ſeid begütert, wie Wenige hier in der Stadt; aber ich bin es nicht minder. Eure holdſelige Tochter hat meinen Augen wohlgefallen. Gebt ſie mir zum Weibe.“ Ritter Themo lächelte ihn mit grinſender Freundlichkeit an, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ei, warum nicht? Ihr ſeid der reichſte Sohn des reichſten Mannes in Soeſt, ein geachteter Kauf- und Handelsherr. Ein ſolcher Eidam iſt mir nicht unwillkommen. Kommt oft zu uns. Wir wollen uns näher kennen lernen; jedoch muß ein Jahr verfließen, ehe Ihr mein Töchterlein in die Brautkammer führt. In der Zeit habt Ihr vielfach Gelegenheit, Eure beiderſeitigen Neigungen und Gewohnheiten zu erforſchen. Dann habt Ihr Euch nach der Hochzeit Nichts vorzuwerfen.“ — Mit dieſem Beſcheide begnügte ſich auch der junge Mann. Von da an kam er tagtäglich zu der ſchönen Adelgunde, die er bald ſeine Braut nennen durfte. Ritter Themo ließ die Liebenden ruhig eine Zeitlang gewähren. In ſeinem Innern aber dachte er: „Du junger Fant be-

kommſt meine Tochter nimmer; aber Dein Verliebtſein ſoll mir Dein Hab und Gut in die Hände liefern." — Nachdem ein halbes Jahr verfloſſen war, wußte er es mitunter zu veranſtalten, daß der junge Kerkhörde ſeine Braut nicht zu Hauſe traf. Statt ihrer fand er den alten Ritter, welcher im Sorgenſtuhle ſaß und vor langer Weile gähnte. Dieſer machte ihm mit glatten Worten den Vorſchlag, mit ihm zu würfeln, um die Abendſtunden bis zum Wiederkommen der Braut hinzubringen. Kerkhörde, der Themo's Spielwuth kannte und gewarnt war, hatte erſt nicht übel Luſt, ſeinen Vorſchlag von der Hand zu weiſen. Aber wiederum dachte er auch: Einmal iſt keinmal. Du darfſt den Vater Deiner Braut ja nicht durch Deine Weigerung erzürnen. Und er beſchloß, mit dem Alten zu ſpielen, aber nur um wenige Heller. Das geſchah denn auch. Sie würfelten miteinander, wobei der Ritter, obgleich er beſtändig verlor, doch die beſte Laune behielt. Nach einer Stunde hörte er zuerſt auf. Der Bürgersſohn hatte eine kleine Summe Heller gewonnen. — „Ihr habt Glück, mein Freund!" ſagte der alte Spieler lachend zu ihm. „Wir müſſen uns dieſen Spaß noch mehr machen." — Bald darauf kamen Mutter und Tochter von einem Beſuche nach Hauſe. Sie fanden den jungen Mann noch und erfreuten ſich noch einige Stunden ſeiner Gegenwart. Der Alte wünſchte gute Nacht und ging auf ſein Gemach. Der Bräutigam koſ'te mit der holden

Ueber dieſe Unthat aber hatte ſich das ganze Siegerland alſobald empört. Proteſtanten und Katholiken hatten ſich in Maſſe erhoben und der Fürſt war gezwungen geweſen, wollte er anders ſein Schloß nicht in einen Schutthaufen verwandelt ſehen, den unrechtmäßig gefangen Gehaltenen wieder in Freiheit zu ſetzen. Seit jenem Augenblicke aber brütete er argliſtig Rache, und leider war auch die Zeit gekommen, wo ſie verderbenbringend über die edeln Flender hereinbrechen ſollte.

Auf ihrem Beſitzthum angelangt, gaben die drei Männer im Angeſichte des offnen Himmels ſich noch einmal die harten Hände und gelobten ſich einander, wie einſt vor Jahrhunderten die Schweizer auf dem Rütli, auch ferner nur der Stimme ihres Gewiſſens zu folgen und Gottes Wort allein zur Richtſchnur ihres Glaubens und Handelns zu nehmen, möge auch von Seiten des ungerechten Fürſten das Entſetzlichſte über ſie kommen. Dann gingen ſie an ihre Arbeit und pflügten als tüchtige Landwirthe mit Fleiß und Umſicht die Felder, welche bald den fruchtbringenden Samen aufnehmen ſollten.

Da kam auf einmal geſtreckten Laufes ein Haufen Soldaten über die Aecker dahergeſtürmt und hatte die argloſen Leute nach wenigen Minuten umringt. Ohne Umſtände nahmen die feilen Söldlinge die Wehrloſen beim Schopf, ſtießen ſie mit den Kolben, daß ihnen das Angeſicht blutete und wollten ſie als Gefangene hinweg-

ſchleppen. Das war aber nun ſo leicht nicht gethan; denn die Flender und Schütte waren gar ſtarke Leute, deren Arme und Fäuſte durch die ſchwere Hüttenarbeit hart wie das Eiſen, das ſie ſchmiedeten, geworden. Mit dieſen Fäuſten ſchlugen ſie nun, um der ſchimpflichen Gefangenſchaft zu entrinnen, redlich um ſich. Mancher der Soldaten taumelte, hart getroffen, mit blutiger Naſe in die Furchen des Ackers, andere bekamen ſo derbe Rippenſtöße, daß ſie ſcheu zurückwichen und dadurch dem Jakob Flender und Johann Schütte Gelegenheit gaben zu entſpringen. Wie die gehetzten Hirſche flohen ſie über das Feld nach dem Waſſer zu, ſprangen unverzagt bis an den Hals in die Sieg, gewannen das jenſeitige Ufer und waren nach einigen Minuten ihren Verfolgern entronnen. Dem armen Friedrich aber ward es nicht ſo gut; ihn hatte ein mächtiger Kolbenſchlag zur Erde geworfen. Hier mußte ihn der eigene Knecht Tobias mit einem der Pferdeſtränge ſchimpflich binden. Und ſo ſchleppten ſie den unſchuldigen Mann unter ſchmählicher Mißhandlung und Verhöhnung nach dem obern Schloſſe zu Siegen, woſelbſt ihn der grollende Fürſt hohnlachend am Thore empfing und ſprach: „Habt ihr mir das Rabenfutter gebracht? Mögt nur gleich den Galgen errichten laſſen, woran dieſe Höllenfrucht baumeln ſoll.“ Darauf ſtieß man den armen Mann in denſelben Thurm, worin einſt ſein Bruder Jakob geſeſſen, und ließ ihn allein in der dickſten Finſterniß, allein mit ſeinem

Jammer und den Gedanken an ſein armes Weib und die unſchuldigen Kinder.

Den folgenden Morgen in aller Frühe riß man den Gefangenen, in deſſen Augen wohl kein Schlaf gekommen ſein mochte, wieder aus dem Thurm und ſchleppte ihn vor den Fürſten, der ihn mit den harten Worten anfuhr: „Nun, Du nichtswürdiger, rebelliſcher Wicht, wie ſchmeckt Dir die Wohnung bei Molch und Kröte? Haſt jetzt hübſch Zeit zur Buße und gottſeligen Betrachtungen. Kannſt nun bereuen Deine Miſſethat, daß Du einſt mein Volk gegen ſeinen rechtmäßigen Fürſten und Herrn zur Empörung gereizt und Deinen Bruder und Schandgeſellen mit Gewalt befreit haſt.“

Friedrich Flender ſah dem Wuthſchnaubenden mit der Ruhe eines unſchuldigen Mannes in's zorngeröthete Antlitz und erwiderte zwar mit geziemender Demuth, doch feſt und männlich: „Von alle Dem, deſſen mich Eure Hoheit beſchuldigen, weiß mein Herz Nichts. Nie war ich meinem mir von Gott gegebenen Landesherrn ungehorſam, noch weniger habe ich jemals das Volk zur Empörung aufgewiegelt. Eurer Fürſtlichen Hoheit ſind mein Herr und Richter; mein Leben hängt von Dero Ausſpruch ab; aber ich verhoffe von der Gerechtigkeit und Gnade meines Hohen Landesherrn, er werde mir armen, unſchuldigen Manne kein Leides zufügen.“ — „Schweige, Hund!“ brüllte ihm Hyazinth entgegen. „Deine Worte ſind Wind

in einer Flöte, sie klingen gar fein, aber es ist Nichts dahinter. Kurzum, Du bist ein Rebell und hast den Tod zehntausendmal verdient. Er soll Dir auch zu Theil werden. Ehe drei Tage vergehen, zierst Du entweder den Galgen oder des Henkers Schwert kitzelt Deinen störrigen Nacken. Nur ein Mittel giebt's, Dich zu retten: Entsage mit Weib und Kindern und Deiner ganzen Sippschaft Deinem Irrglauben, bekenne Dich zur alleinseligmachenden Kirche, und ich will, trotz Deines schweren Frevels gegen meine Person, Gnade an Dir üben."

Friedrich's Auge blickte neben dem Fürsten weg durch's hohe Schloßfenster hinunter nach dem gottgesegneten Siegthale, nach jener Gegend, wo sein armes Weib vielleicht um ihn verzweifelte, und es ward ihm so weh um's Herz, daß ihm das helle Thränenwasser in die Augen quoll. Er gedachte, welch' ein unsäglicher Jammer über seine Familie kommen würde, wenn er so unehrlichen Todes stürbe, und er ward betrübt bis in den Tod und sein kummerschweres Haupt sank unwillkürlich auf seine männliche Brust. So stand er einige Augenblicke in stummen Schmerze da.

„Nun, Wicht, keine Antwort?" schnaubte der Fürst, und einer der wachthabenden Schergen stieß ihn unsanft mit der Faust in die Rippen.

Friedrich's Herz empörte sich über solche Behandlung, das Blut stieg ihm zu Gesicht und die großen Stirn-

adern ſchwollen mächtig auf; aber mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung drückte er den Zorn in die kochende Bruſt zurück und ſprach gefaßt, aber mit bebender Stimme: „Ew. Fürſtlichen Hoheit fordern mehr, als den Tod meines Leibes, Sie fordern den Tod meiner Seele. Wenn es denn ſein muß, daß ich unſchuldiger Mann verderbe, ſo will ich doch lieber dieſe Würmerſpeiſe, als den unſterblichen Geiſt verloren ſehen. Ich lebe und ſterbe meines Glaubens, und ſo mit mir meine Brüder und ſo mein Weib und meine Kinder.“

„Nun denn, ſo haſt du genug gelebt, Wurm!“ zürnte der ungerechte Fürſt und befahl den Schergen, den frommen Flender wieder in den Thurm zu werfen und ihn mit Ketten krumm zu ſchließen, ſein Haupt der Erde zugeneigt.

Drei ſchlimme Tage und noch ſchlimmere Nächte vergingen ihm in dem dumpfigen und feuchten Loche. Die eiſernen Ketten drückten ihm die Gelenke und Knöchel an Händen und Füßen wund. Noch mehr aber ſchmerzte ihn der mit Gewalt gekrümmte Nacken, den er, als ächter Siegerländer, Zeit ſeines Lebens ſtolz und furchtlos aufrecht getragen hatte. Dazu kam nur ſelten ein Funke des tröſtenden Schlafes in ſeine thränenvollen Augen. Immerdar ſah er im Geiſte ſeine jammernde, bleiche Katharina vor ſich und ſein kleines Mädchen mit den roſigen Wangen und Kornblumen-Augen, und die beiden kleinen Engel, welche

ihm der gnädige Gott erſt vor vierzehn Tagen beſcheert hatte. Sein Herz wollte ihm faſt brechen vor übergroßer Wehmuth und ſeine Ketten wurden ſchier roſtig von ſeines Auges überquillenden Thränen. Aber dann, wenn es ſogar tiefe Nacht in ſeinem Gemüthe war, kam ihm, wie ein tröſtender Engel, der Gedanke an Gott, den allgerechten und gnädigen Vater des Himmels und der Erden, der keinen Sperling vom Dache fallen und kein Haar des Hauptes krümmen läßt ohne ſeinen Willen, und ſeine Seele erhob ſich im flüſternden, aber innigen Gebete und ſeine Lippen ſtimmten leiſe den neuen, wunderſchönen Geſang von Paul Gerhard: „Befiehl du deine Wege" u. ſ. w. an. Und wenn er einige Verſe geſungen hatte, ſo überkam es ihm, wie der Friede Gottes, ſeine Thränen hörten auf zu fließen und der langentbehrte Schlummer drückte ihm unvermerkt die Augenlieder zu.

Da, am dritten Tage ſeiner Gefangennehmung, den 29. März, in der früheſten Morgenſtunde, öffnete ſich plötzlich die Thüre ſeines Kerkers. Ein Corporal und vier Soldaten traten herein. Ihnen folgte in ſchwarzem Prieſtergewande der damalige Hofkaplan des Fürſten. Mit kurzen und zugleich liebloſen Worten wurde dem Gefangenen eröffnet, daß Se. Hoheit Fürſt Wilhelm Hyazinth kraft landesherrlicher Gewalt ihn als Rebell und Verräther zum Tode des Schwertes verurtheilt habe, welcher nach einer Stunde erfolgen ſolle.

Der unglückliche Friedrich war wie vom Donner gerührt. Er hatte im Herzen noch immer gehofft, der Fürst werde es bei seinen entsetzlichen Drohungen lassen und ihn, wenn auch erst nach langer und qualvoller Haft, am Ende doch wieder freigeben. Nun aber lag auf einmal die entsetzlichste Wirklichkeit, ein unehrlicher Tod, grausig vor ihm. Seine Kniee zitterten, als ihm die Bande abgenommen wurden, seine Zähne klappten zusammen und ein eisiges Frösteln durchrieselte ihm den ganzen Körper; er vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten. Da erhob er seine Seele zu seinem Vater im Himmel und dachte: „Sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Soll ich auch hier elendiglich verderben, so weiß ich doch, daß mir in seinem Schooße Freude und Wonne wird." Und nachdem er inbrünstig gebetet, bat er den Corporal, ihm doch ein Stücklein Papier und eine Feder zu besorgen, damit er wenigstens von seiner Hausfrau schriftlich Abschied nehmen könne. Der Corporal, dem Flender's Schicksal zu Herzen ging, ließ ihm das Geforderte sogleich holen. Der arme Friedrich kniete alsbald auf die nasse Erde des Thurmes hin und schrieb mit zitternder Hand, einen Stein als Tisch gebrauchend, beim Schimmer einer Laterne folgenden Brief:

„Herzliebe Hausfrau! Katharina Flenderin!

Ich verbleibe Euer Ehegemahl bis in den Tod, welcher mir so eben ist angekündigt worden. So es nun

auch ja sollte vollbracht werden — obgleich ich noch bis zum letzten Augenblicke mich Gottes und meines Fürsten Gnade vertröste, weil ich sicher bin, daß ich kein Arges noch Böses jemals gegen die gnädige Regierung im Schilde geführet, sondern nur über die schwere und große neue Auflage geklagt, wie viele der armen Unterthanen gethan — und wenn wir uns in diesem zeitlichen Leben nicht wiedersehen sollten, so bitte ich Dich, herzliebe Katharina, Alles mit Geduld und Verstand zu überwinden! auch gute Acht auf die drei unmündigen Kinder zu haben, damit sie christlich auferzogen werden und der himmlische Vater Euch sammt und sonders ein Verpfleger sein möge.

Vale! 1707 den 29. März.

Allen Freunden gute Nacht."

Der brave Corporal gelobte, den Brief redlich in die Hände der trauernden Katharina zu befördern, und Friedrich schritt hierauf, von den Soldaten geführt, aus seinem Kerker hinaus in die mildwehende Frühlingsluft und den warmen Sonnenschein — es war gerade einer von den sieben Sommertagen des Märzes — um Allem, was ihm lieb und theuer war, für diese Welt Ade zu sagen. Und wieder schweifte sein Blick nach der Haardt hinunter, wo seine Lieben wohnten, und die Luft am Leben ergriff ihn gar gewaltig, während die Angst des Todes sein Herz zusammenpreßte. Flehend sank er vor

dem bereits auf dem Haſengarten harrenden Fürſten, der ſich an der Todesangſt ſeines Opfers weiden wollte, auf die Kniee und beſchwor ihn mit lallender Zunge, doch ja ſein unſchuldiges Blut nicht zu vergießen und ihm, wenn er wirklich ohne Wiſſen und Willen geſündigt habe, doch zu vergeben, um ſeines armen Weibes und der unmündigen Kinder willen.

Aber der Fürſt hatte kein Ohr für die Stimme der Unſchuld. Er hohnlachte, wie ein Teufel, und ſpottete laut: „Jetzt kannſt Du bitten, rebelliſcher Hund, aber im vorigen Jahre wagteſt Du mir zu trotzen mit frecher Zunge. Ich bin taub für Dein Geheul. Meiſter Hans, thut Eure Schuldigkeit! kürzt den Burſchen um eine halbe Elle, und laßt den Knecht den Nagel bereit halten, womit wir des Rebellen Kopf auf den Pfahl feſtigen wollen: mit dem Geſicht hinunterſchauend nach der Haardt, ſeinen Brüdern und allen Gottloſen zu ewiger Warnung.“

Verzweifelnd blickte Friedrich um ſich, aber nirgends ſah er Hülfe noch Rettung. Die Geſichter der Soldaten ſchauten theilnahmlos auf ihn nieder. Einige der rohen Geſellen ſpotteten ſogar des Armen und riefen ihm zu: „Bravo, Bäuerlein! erniedrige Dich nur, auf daß Du bald erhöhet werdeſt.“ — Der Fürſt aber nickte den Frevelnden wohlgefällig Beifall zu.

Da erfaßte ein gerechter Grimm des gequälten Mannes Herz. Raſch ſprang er auf, ſah den böſen Fürſt

mit rollenden Augen an und ſprach mit lauter, tönender Stimme: „Nun denn, Du ungerechter und ungetreuer Statthalter im Reiche Gottes, ſo laß mein unſchuldiges Blut, unter dem Richtſchwert verſtrömend, dieſen Boden düngen. Mein himmliſcher Vater, dem Du einſt wirſt Rechenſchaft ablegen müſſen über Deine Thaten, wird aus dieſer Blutſaat die Frucht Deines eigenen Unglücks hervorkeimen laſſen. Er wird Dich verſtoßen aus Deinem Erbe, daß Du fern von Deinem Vaterlande unſtätt und flüchtig umherirrſt Dein Leben lang. Ich vergebe Dir, aber Gott wird Dich richten.“

Und noch einmal ſank Friedrich Flender auf die Kniee, ſandte zum Himmelsgewölbe, um welches ſich ſeit einigen Minuten dunkle Regenwolken gelagert hatten, ein lautes, andächtiges Vaterunſer empor. Dann winkte er abſchiedsnehmend nach der Haardt hinunter und ſprach leiſe: „Ade, lieb Weib und Kinder, ade, meine Brüder! Gott ſegne Euch und mein geliebtes Vaterland!“ Raſch bot er den männlichen Nacken dem Schwerte dar. Der Fürſt winkte, Meiſter Hans ſchlug tapfer zu und Flenders Kopf rollte auf den Raſen hin, während die Quelle des Blutes aus ſeinem Leibe hoch empor und ſo weit umherſpritzte, daß ſogar des Fürſten Schlafrock damit beſprengt wurde. Nun ward des Märtyrers Kopf auf eine lange Stange genagelt und am Marburger Thore allen Reformirten zum Hohne aufgeſteckt. Den Körper aber legte man in

eine rohgezimmerte Lade und ließ ihn zu Weidenau auf dem Kirchhofe an der Mauer schimpflich einscharren.

So fiel der wackere Friedrich Flender in der Blüthe des Mannesalters, als ein Opfer despotischer Willkür des Fürsten Wilhelm Hyazinth, der sich nach vollbrachter Gräuelthat an den Kaffeetisch setzte und ruhig seine Pfeife schmauchte, als wäre Nichts geschehen.

Aber die Strafe Gottes sollte schnell über den ungerechten Fürsten hereinbrechen und des gemordeten Flenders prophetische Worte bald in Erfüllung gehen. Das ganze Land empörte sich dieser Unthat wegen gegen Hyazinth und verweigerte ihm für immer den Gehorsam. Schrecken und Entsetzen herrschte in Aller Herzen. Der damalige reformirte Fürst Friedrich Wilhelm Adolph, dem die Hälfte des Landes und der Stadt Siegen gehörte, machte öffentlich bekannt, daß eine Kaiserliche Commission unverzüglich von Köln eintreffen und er bis dahin jeder Gewaltthat des Fürsten Hyazinth Gewalt entgegensetzen werde. Die Kaiserliche Commission traf ein. Die mannigfaltigsten Klagen und Beschwrrden gegen Hyazinth wurden ihr eingereicht. Die letzte und schwerste aber brachte Jakob Flender und Johann Schütte im Namen der verwittweten Katharina Flender vor, die auf dem Krankenbette hart darniederlag, so schwer hatte sie die Nachricht von dem Tode ihres Eheherrn getroffen. Die Kaiserlichen Räthe sprachen Recht in vollem Sinne des

Wortes. Fürst Wilhelm Hyazinth wurde, weil er 1) sein Land so sehr gedrückt; 2) die Artikel des Westfälischen Friedensschlusses, die Religionsduldung gebieten, so schmählich verletzt, und endlich 3) eines freien Mannes Blut unschuldig vergossen hatte, seines Fürstenthumes entsetzt und ihm geboten, alsobald sein väterliches Erbe für immer zu verlassen. Wuthschnaubend zog er von dannen. Der armen Katharina aber wurde der von den Kaiserlichen Räthen Solemander und Mans unterzeichnete Bescheid, daß ihr Ehemann unschuldig und ungerecht verurtheilt und gerichtet sei und sein Tod keineswegs seinen Nachkommen zum Schimpf gereichen könne.

Vier Wochen aber nach dieser unglücklichen Begebenheit, den 26. April 1707, an einem schönen Lenztage, wo die Bäume schon blühten und die Fluren des Siegerlandes mit dem herrlichsten Grün geschmückt waren, bewegte sich ein großer Trauerzug in dem Dorfe Weidenau nach dem Kirchhofe hin. Es war die Leiche des edlen Friedrich Flender, die, von Alt und Jung im ganzen Lande gefolgt, heute ehrlich zur Erde bestattet werden sollte. Man hatte sie auf Befehl der Kaiserlichen Commission wieder ausgegraben, und sie war seit dreien Tagen festlich geschmückt in einem Hause zu Weidenau ausgestellt gewesen. Mit allen üblichen Ehren und Ceremonien wurde sie jetzt der ewigen Ruhe übergeben.

Und als der ehrwürdige silberhaarige Inspector Eber-

Hardi in der Leichenrede mit vor Rührung zitternder Stimme das ganze Leben des gemordeten Flenders noch einmal durchging und mit strömender Rede alle guten Thaten des Edlen aufzählte; wie er ein Vater der Waisen und ein Helfer der Bedrängten und Kranken gewesen; treu in Erfüllung seines Wortes, standhaft wie im Leben, so auch im Sterben; und wie er seinen entsetzlichen Tod mit glühenden Worten schilderte und zum Schlusse die tröstende Versicherung hinzufügte, daß dem frommen Dulder dort oben nun die Palme des Sieges geworden sei, da zerflossen selbst die Herzen der rauhen Hüttenleute in tiefer Rührung, ein lautes Schluchzen lief durch die zahllose Menge und die Wehklage tönte hinauf bis zum Himmel.

Aus dem Blute des Märtyrers aber sproßte der schöne Baum der religiösen Duldung hervor und ward im Verlaufe eines Jahrhunderts immer größer und größer; seine dichtbelaubten Zweige überwölben jetzt schützend das theure Vaterland und in seinem Schatten wohnen Katholiken und Protestanten als Brüder in Eintracht und Liebe zusammen. Ein gerechter Fürst ist der treue Pfleger dieses Baumes, dessen Aeste mit der Zeit die ganze Erde überwachsen mögen, daß alle Menschenbrüder sich seiner köstlichen Früchte erfreuen können.

Der Bäcker zu Dortmund.

Die wahre Frömmigkeit beſteht in Gottesfurcht und Menſchenliebe. Wer nach Chriſti Willen fleißig voll dankbaren Herzens zu dem Geber alles Guten betet und dabei die Nackten kleidet, die Hungrigen ſpeiſet, die Durſtigen tränket, der iſt ſeinem Vater im Himmel wohlgefällig. Sein Lohn iſt ſchon in dieſer Welt groß; denn er trägt ein ruhiges Gewiſſen in der Bruſt. Das hält ihn aufrecht im Leben wie im Tode; das macht ihm ſeine Sterbeſtunde ſanft und leicht und läßt ihn in der ſeligen Gewißheit, dort oben warte ſeiner die verheißene Belohnung für alle guten Thaten, in den Schooß des Allbarmherzigen hinüberſchlummern. Wer aber der Noth ſeiner Nebenmenſchen ſein Ohr verſchließt; wer, ſelbſt begütert, die Wittwen und Waiſen darben läßt, der mag Tag und Nacht auf den Knieen liegen und beten und fromme Seuf-

zer gen Himmel ſchicken; er wird ſich doch keine Seligkeit erflehen und es wird ihm am Ende ergehen, wie es vor vielen Jahrhunderten einem reichen Bäcker zu Dortmund, geheißen Beverde, ergangen iſt.

Dieſer verſäumte keinen Gottesdienſt und war in der Kirche immer der Andächtigſte, ſo daß ihn Jeder, der ihn nicht kannte, für den Frömmſten aller Menſchen halten mußte. Aber dabei war ſein Herz durch und durch hart wie Stein, und er ein alter Filz, der Tag und Nacht ſchabte und ſcharrte, um ſeinen eitlen Mammon zu häufen, den er in vielen großen Geldſäcken unten im Keller ſeines Hauſes verwahrte. Auch war er ein ſogenannter Kornjude, der, wenn Gott das Land mit Fruchtbarkeit ſegnete, viel des Segens wohlfeil aufkaufte, um ihn in den Jahren, wo Mißwachs eintrat, zu hohem Preiſe wieder loszuſchlagen. Da mochten nun die Armen halbverhungert vor ſeiner Schwelle winſeln um ein Stücklein Brod, er erbarmte ſich nicht ihres Elendes, und wenn er einmal, wie er es nannte, ſeine milde Hand aufthat, ſo war es höchſtens ein Stück verſchimmelt Brod, das er der Armuth reichte. Um ſo ſchändlicher war ſein Geiz zu nennen, da er weder Kind noch Kegel hatte. Seine einzige Anverwandte war eine Schweſter, die, zehn Jahre älter als er, in bitterer Armuth lebte und ſich durch Spinnen nur kläglich ihr Leben friſtete. Aber wie alle Menſchen, ſo haßte er auch dieſe. Dieſer Haß war ſchon in früher Jugend in ihm entſtan-

den und nur darum, weil ſeine Schweſter die größte Herzensgüte beſaß und Mitleid an Allen, die da darbten, übte, alſo von ihm in jedem Stücke das Gegentheil war. Sie hatte ſich frühzeitig verheirathet mit einem armen, aber fleißigen Leinweber. Schon hatten ſie ſich zuſammen ein kleines Vermögen erworben. Da rief ihn der Herr in's Himmelreich. Seine trauernde Wittwe und drei unerzogene Kindlein blieben zurück. Da nun der Ernährer fehlte, ſo mußte die arme Wittwe nach und nach Alles verkaufen, um für ſich und die lieben Kindlein Lebensunterhalt zu ſchaffen; denn ſie ſelbſt war damals kränklich und konnte Nichts verdienen. Als die Noth bei ihr auf's Höchſte ſtieg, ging ſie zu ihrem Bruder, dem Bäcker, und ſprach zu ihm mit thränenvollen Augen: „Herzlieber Bruder, der Du mit mir unter einem Herzen gelegen, laß mich und meine Kleinen nicht elendiglich verkommen. Du haſt ja des Gutes die Hülle und Fülle. Gib mir nur die Broſamen, welche bei Dir übrig bleiben. Sie können uns vor Hunger ſchützen.“ — Er gab ihr zur Antwort: „Wer da Thorheiten begeht, mag ſie auch büßen. Hätteſt Du vor ſechs Jahren meinen Rath befolgt und nicht den Lumpenkerl den Leinweber, ſondern den reichen Kornhändler zum Manne genommen, ſo brauchteſt Du jetzt nicht den Bettelſtab zu ergreifen. Von mir bekommſt Du für Deine hungrigen Plagen kein Mehlſtäubchen, vielweniger ein Stücklein Brod.“ Und damit führte er ſie zur Thüre

hinaus und riegelte hinter ihr zu. Die arme Wittwe wandelte betrübten Herzens nach Hause; aber sie grollte dem hartherzigen Bruder nicht; denn sie war eine ächte Christin, die selbst dem Feinde vergab. Auch dachte sie: „Die Zeit wird ihn vielleicht zur Milde stimmen und das brüderliche Gefühl wieder in seiner Brust erwecken.“ Das geschah aber nicht. Jahre vergingen, ohne daß er sich um die Schwester und ihre Kinder kümmerte.

Diesen half indessen der liebe Gott. Er nahm der armen Wittwe die schwere Kinderlast nach und nach ab und machte ihre lieben Kleinen zu Engeln. Nur Eins ließ er ihrem gramvollen Herzen zum Trost. Das war eine stille fromme Dirne, welche die Mutter getreulich und unermüdet pflegte. Schon hatte sie das vierzehnte Jahr erreicht und konnte der Mutter redlich unter die Arme greifen. Da zog eine böse Seuche durch's ganze Land, raffte viele Tausend Menschen und auch das Töchterlein der Wittwe hin. Nun stand diese ganz hülflos da. Doch der Herr wollte sie noch härter prüfen. Es entstand eine große Theuerung in ganz Westfalen, so daß die Armen das Korn nicht zu bezahlen vermochten, und Kartoffeln gab es damals noch nicht. Diese durchzogen nun bettelnd das Land. Das konnte aber die arme Schwester des reichen Bäckers nicht; denn ihr rechter Fuß war gelähmt, und sie vermochte sich kaum von der Stelle zu bewegen. Sie mußte also wieder ihre Zuflucht zu dem

hartherzigen Bruder nehmen, dem ſie ſeit vielen Jahren nicht vor's Angeſicht gekommen war.

Es war gleich nach Mittagszeit, als der Bäcker gerade auf dem Lotterbettlein lag, um von der Morgenarbeit ein wenig auszuruhen. Aber er ſchlief nicht, ſondern brütete über neue Pläne, ſeinen Reichthum zu mehren. Die beſte Ausſicht war für ihn da. Seine Scheuern und Böden waren voll Getreide bis zum Hahnebalken hinauf. Aber er ſchlug es noch immer nicht los; denn er wußte, daß bis zum Winter der Roggenpreis bis auf das Doppelte ſteigen würde. Da öffnete ſich langſam die Thüre ſeines Gemaches. Ein Weib trat herein, in Lumpen gehüllt, blaß wie der Tod und abgemagert faſt zum Gerippe. Es war ſeine Schweſter. Er aber erkannte ſie nicht, ſo ſehr hatte ſie ſich in den letzten zehn Jahren verändert. Und da er glaubte, daß es ein gewöhnliches Bettelweib wäre, ſo wurde er über ihre Frechheit, in ſein Gemach zu dringen, kirſchbraun vor Zorn im Geſichte und in der Wuth hetzte er ſeinen großen Hund auf ſie, der unter dem Bette lag. Der Hund fletſchte die Zähne und fuhr auf ſie los. Sie aber ſchrie in ihrer Angſt vor dem wüthenden Thiere: „Rette mich, Bruder, rette mich!“ Als er nun erfuhr, wer ſie war, pfiff er das wüthende Thier zur Ruhe. Sonſt aber blieb er ruhig auf dem Bette liegen und hieß ſie nicht willkommen. Sie begann nun in den rührendſten Worten ihre Noth zu ſchildern, und

wie ſie ſo ganz verlaſſen in der Welt ſei, und bat ihn bei den Wunden des Erlöſers, ihr doch ein kleines Plätzlein in ſeinem großen Hauſe einzuräumen, ſie wolle ja die härteſte Arbeit verrichten und mit der ſchlechteſten Koſt vorlieb nehmen. Er ſolle ſie nur nicht dem Hungertode preisgeben. Der geizige Bruder, der dadurch, daß ſie ihn geſtört hatte in ſeinem Nachſinnen, ſehr übler Laune geworden war, erwiederte mürriſch: „Gut denn, ich will Dir ein Plätzchen unter meinem Dache und auch Nahrung gewähren; aber ich zweifle, daß Du mit Beiden zufrieden ſein wirſt. Sieh her, hier magſt Du wohnen und ſchlafen; die andern Räume meines Hauſes ſind ſchon übervoll.“ Und damit führte er ſie auf den Hof und wies auf eine große leerſtehende Hundehütte. „Und auf daß Du nicht verhungerſt, ſo nimm und iß.“ Er zog ein Stück Waizenbrod aus der Taſche und bot es ihr dar. Da ihr Hunger gar ſo groß war, ſo langte ſie haſtig darnach und verſuchte es anzubeißen. Doch ſiehe da, es war vor Alter ſo hart, daß es wohl der Zähne eines Bullenbeißers bedurft hätte, um es zu zermalmen. Die alte Frau bemühte ſich vergebens daran. Nach wenig Augenblicken entfiel es ihren zitternden Händen, und ſie ſtürzte vor Schwäche ohnmächtig nieder. Der Bruder ließ ſie unbekümmert liegen und ging wieder in ſein Gemach. Wahrſcheinlich wäre ſie auf der Stelle geſtorben, wenn eine alte Magd ſich ihrer nicht angenommen und ſie durch

Waſchen mit kaltem Waſſer und Einflößen eines Tröpfleins Bier wieder zu ſich gebracht hätte. Dieſe ſteckte ihr auch heimlich einen Biſſen genießbaren Brodes zu. Nachdem die Wittwe wieder ſo viel Kraft gewonnen, daß ſie eben fortkriechen konnte, begab ſie ſich in ſtummer Verzweiflung nach ihrer Hütte. Hier ſank ſie auf ihr elendes Strohlager, dann betete ſie inbrünſtig zu Gott, er möge ſie doch von ihrem Leiden erlöſen. Nun ſchloß ſie die Augen, um ſie nie wieder aufzuthun.

Indeſſen ſchlug es vier Uhr. Das Glöcklein der nahen Kirche rief zur Vesper. Der Bäcker, der nie die Kirche verſäumte, zog ſchnell ſein gutes Röcklein an und wandelte zum Gotteshauſe, um zu beten. Als der Gottesdienſt beendet war, verfügte er ſich raſch wieder nach Hauſe, denn er war ſehr mißtrauiſch und überließ daß Seinige nicht gern dem Geſellen und der Magd. Kaum war er einige Stunden wieder daheim, ſo brach ein großer Bürgeraufruhr aus, der vor Allen die Vornehmen und Begüterten der Stadt bedrohte. Das Volk litt allzugroße Noth und begann deshalb voll Frevel die Häuſer Derer zu ſtürmen, die noch immer im Ueberfluſſe ſchwelgten. Auch auf des reichen Bäckers Haus ſtürmte die tobende Menge los. Man drohte, es zu plündern und ihn ſelbſt todt zu ſchlagen. Der Bäcker hatte beim erſten Aufruhrgeſchrei ſogleich Thüre und Fenſter verrammelt. Er ſelbſt flüchtete ſich in den feſten Keller ſeines Hauſes, der ihm,

bis die Ordnung wieder hergeſtellt war, Sicherheit gewähren konnte. Einen Sack voll kleiner Brode und einen großen Krug voll Waſſers nahm er in aller Eile mit ſich So konnte er unten mehre Tage harren, ohne Mangel zu leiden. Kaum hatte er die eiſerne, mit ſchweren Riegeln verſehene Thüre hinter ſich geſchloſſen, ſo zertrümmerte das hungernde Volk die Thüre ſeines Hauſes, brach herein und verwüſtete Alles, was ihm unter die Hände kam. Der Bäcker hörte das Geſchrei und knirſchte mit den Zähnen. Er hatte ſich auf ſeine Geldſäcke geſetzt und wartete ſo von Stunde zu Stunde, bis daß es ruhig würde. Die Nacht hindurch ließ ihn die Angſt nicht eſſen. Am andern Morgen aber meldete ſich bei ihm der Hunger. Da griff er hinein in den Sack, worin die Brode waren, faßte eins und wollte anbeißen. Siehe da — es war durch ein Wunder zu Stein geworden und große Blutstropfen hingen wie Schweißperlen daran. Schaudernd warf er es von ſich und ergriff ein zweites Brod. Es war ebenſo verwandelt als das erſte. Und ſo ein drittes und viertes. Da ließ er den Sack fallen und nahm den Waſſerkrug, um wenigſtens ſeinen Durſt zu löſchen. Entſetzlich! Das Waſſer drinnen war zu Blut geworden. Da fiel ihm ein, wie ſchwer er ſein Lebenlang an allen ſeinen Nebenmenſchen und beſonders an ſeiner armen Schweſter geſündigt hatte, und er fiel auf die Kniee und begann laut zu beten, Gott möge ihm doch ſeine übergroße

Sünden verzeihen; er wolle bereuen und für die kommenden Tage ein beſſerer Menſch, ein Wohlthäter der Armen, ein Vater der Wittwen und Waiſen werden. Nachdem er ſo eine Stunde gefleht und die Hände gerungen hatte, faßte er auf's Neue in den Brodſack; — abermals dieſelben ſchrecklichen Wunderzeichen. Da ergriff den alten Geizhals die Verzweiflung, ſo daß er mit dem Kopf gegen die Steinwände rannte und ihn zu zerſchmettern verſuchte. Allein auch das gelang ihm nicht. Nach dem erſten Verſuche ſtürzte er betäubt zu Boden.

Viele Stunden lag er ſo. Endlich erwachte er wieder. Da begannen auf's Neue Hunger und Durſt ihn auf's Grimmigſte zu plagen. Und keine Rettung für ihn. Hier das zu Stein verwandelte Brod und oben in ſeinem Hauſe die brüllende Menge, die nach ſeinem Leben trachtete. Wieder begann er zu beten und um Gnade zu rufen; aber der Barmherzige blieb taub für den gottloſen Mann, der immerdar an allen ſeinen Menſchenbrüdern unbarmherzig gehandelt hatte. Inmitten ſeiner gefüllten Geldſäcke gab er am Abend des andern Tages elendiglich unter großen Qualen ſeinen Geiſt auf. So ward an ihm der Spruch erfüllt: Wehe den Unbarmherzigen; denn ſie werden keine Barmherzigkeit empfahen. Einige Tage ſpäter, als der Volksaufruhr gedämpft war, ſuchte die alte Magd, die glücklich entronnen war, ihren Herrn im Keller, um gute Nachricht zu bringen. Sie pochte umſonſt an die Thür; ſie rief,

aber vergebens; ihr ward keine Antwort. Sie zeigte es dem Rathe an. Dieser ließ die Thür erbrechen. Da fand man den alten Geizhals mit entstellten Zügen todt auf seinen Geldsäcken liegen. Das Brod hart wie Stein, voll Blutstropfen und den Wasserkrug gleichfalls mit Blut gefüllt. Nun schrie Alles Wunder über Wunder und Jeder erkannte das Strafgericht Gottes. So starb der alte Geizhals eines jämmerlichen Todes. Sein ganzer Reichthum, der sich auf viele tausend Goldgulden belief, nebst Haus, Wiesen und Aecker, fiel, da er keine Anverwandte hatte, der Stadtkasse anheim. Aus seinem Ende aber mag jeder Christ die Lehre nehmen, das unrecht Gut nimmer gedeiht und dem Herrn im Himmel Beten und Singen nur dann gefällt, wenn es aus einem christlich-frommen Herzen kommt und sich mit einem christlichen Lebenswandel eint.

Das Wichtelweibchen im Münkenloch.

Nicht weit von dem Städtlein Rinteln an der Weſer liegt auf dem Paſchenberge ein altes Schloß, genannt die Schaumburg. Drin hauste vor alten Zeiten ein Graf, der war der ſchönſte Mann und der tapferſte Ritter auf viele Meilen umher. Dabei war er leutſelig und guten Herzens. Seine Unterthanen lobten ihn ſehr; denn er führte ein mildes Regiment, kehrte, wenn er von ſeiner Burg herunterritt, oft in ihre Hütten ein, plauderte mit den Alten, herzte die Kinder und mitunter auch die Weiber und Mädchen. Ueberhaupt war den ſchönen Frauen und Jungfrauen wohl etwas mehr gewogen, als es ſeiner lieben Hausfrau Recht war. Dieſe, eine ſehr verſtändige und wackere Dame aus hochedlem Geſchlechte und eben ſo ſchön und tugendreich als ihr Gatte, war in vielen Dingen das Muſter einer Rittersfrau; aber ſie beſaß in ihrem Weſen mehr Ernſt und Strenge, als Anmuth und die Kunſt zu gefallen. Das aber war es, was der Graf, ihr Eheherr, ſo ſehr an den Frauen liebte. Sie lebten

darum nicht ganz glücklich miteinander, wiewohl der Graf ſeine Gemahlin hochſchätzte und ihr in Liebe und Treue ergeben war. Obſchon ſie ſchon mehre Jahre miteinander vermählt waren, ſo hatte der Herr doch ihr Ehebette nicht geſegnet und noch war kein holdes Sprößlein aus dem Schooße der Gräfin emporgeblüht. Das machte den Grafen, der ſich einen Erben wünſchte, oft unwirſch und ſeine Hausfrau traurig. Da ſuchte er denn Zerſtreuung auf der Jagd, oder er beſuchte ſeine Unterthanen, ſah nach dem Rechten und that zugleich, — was wohl eigentlich nicht ganz Recht war, das heißt, er ſchäkerte mit den ſchönen Jungfrauen. Aber dennoch fiel es ihm nicht ein, ſeiner Ehegemahlin untreu zu werden. Dazu liebte und ſchätzte er ſie zu aufrichtig.

Aber was einer irdiſchen Jungfrau nicht gelang — ſein Herz von ſeiner Gemahlin abzuwenden — das ſollte einer Elfe gelingen, die in dem herrlichen Stromthale der Weſer wohnte und vom Volke die Zwergin oder das ſchöne Wichtelweibchen genannt wurde. Dieſes zauberhafte Weſen war nur fünf Spannen lang, aber von der wunderbarſten Schönheit, ſo je eine Elfe beſeſſen. Man hatte ſie oft des Nachts, wenn der Mond herrlich ſchien, auf der Wieſe mit Ihresgleichen tanzen ſehen. Wem nun ein ſolches Glück zu Theil ward — es mußte natürlich ein Sonntagskind ſein; denn nur dieſe können Geiſter, Feen und Elfen ſehen — der wußte nicht genug zu er-

zählen von ihrer kleinen, überaus zierlichen Gestalt, von dem langen Goldhaar, das ihre Glieder umfloß, von ihrem zauberischen Gesange, der den, welcher ihn hörte, in Schlummer wiegte. Nun geschah es einmal, daß der Graf von Schaumburg eines Abends spät von der Jagd zurückkehrte, um nach seiner Burg zu gehen. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt und wandelte allein, in Gedanken versunken, dicht an einer Höhle, das Münkenloch genannt, vorbei. Es war ein wunderherrlicher Abend, der Mond verbreitete Tageshelle, kein säuselndes Lüftchen störte die süße Stille. Da drang aus dem Eingange der Höhle auf einmalein sanfter Gesang hervor. Der Graf blieb stehen und horchte erstaunt. So glockenhelle und dabei doch rührende Töne hatten noch nie sein Ohr berührt. Es war die Elfe, welche der Nacht und dem Monde ihre geheime Sehnsucht nach der Liebe eines Sterblichen klagte. Der Graf stand eine Zeit da, wie verzückt; er horchte und horchte. Aber als die Töne durch sein Ohr ihm in's Herz drangen, da fühlte er zugleich, wie der Schlummer seine Augenlieder beschlich. Er lagerte sich auf den weichen Waldrasen und entschlief lansam, eingelullt von der lieblichen Weise der schönen Zwergin. Da endete diese ihr Lied und trat aus der Höhle hervor, um auf der nahen Waldwiese mit ihren Gespielen den Elfenreihen zu tanzen. Plötzlich erblickte sie den schönen Schläfer, dessen Gesicht der Mondstrahl freundlich beschien. Und wie sie ihr Auge auf ihn rich-

tete, ward es ihr ganz wunderbar im Herzen. Sie fühlte, das war der Sterbliche, nach dem ſie ſich geſehnt hatte, und erglühte in heftiger Liebe zu ihm. Sie beugte ſich über ihn herab, hauchte einen Kuß auf ſeine Lippen und ſtreichelte ſeine gebräunte Wange mit ihrer kleinen lilienweißen Hand. Dann ſchlüpfte ſie nach der Waldwieſe hin, rief einige ihrer vertrauteſten Geſpielinnen herzu und trug mit ihrer Hülfe den Grafen in die Höhle. Hier bettete ſie ihn ſanft auf ein Mooslager, ſetzte ſich neben ihn und verſenkte ſich in die ſüße Betrachtung ſeiner Schönheit, die ein magiſches Licht, das aus den Felsſpalten der Höhle drang, anmuthig verklärte.

Nach einer Stunde erwachte er wieder. Sein erſter Blick begegnete zwei Augen von ſo ausnehmendem Glanze, wie er noch nie in dem Antlitz einer Sterblichen geſchaut. Sie gehörten der Elfe an. Sie hatte das Haupt über ihn gebeugt und ihr langes Goldhaar umfloß ſeine Wangen. Verwundert frug er die liebliche Zwergin, wer ſie ſei und wo er wäre. Da ſagte ſie ihm, was er zu wiſſen verlangte und geſtand ihm zugleich, wie ſie ihn für den ſchönſten Ritter im ganzen Stromthale der Weſer halte, und was dergleichen Schmeichelworte noch mehr waren. Und ſie ſagte das Alles ſo verlockend und ſüß und funkelte ihn mit den ſehnſüchtigen blauen Augen ſo verliebt an, daß dem edlen Grafen ſchier Hören und Sehen verging. Genug, er fiel in das goldene Liebesnetz, mit dem

ihn die kleine Elfe umſpann und verbrachte die Nacht in freundlichem Gekoſe mit ihr. Als die Morgenſonne das Weſerthal mit roſigem Schimmer erfüllte, nahm der Graf, den Pfeil der Liebe tief im Herzen, von der Elfe Abſchied, nachdem er verſprochen, daß er in der folgenden Nacht ſie auf's Neue beſuchen wollte. Wie träumend ſtieg er zu ſeiner Burg hinauf. Am Thore ſtieß er auf einen Haufen ſeiner Knechte, die von ſeiner Hausfrau ausgeſandt worden waren, ihn zu ſuchen, denn ſie war wegen ſeines Ausbleibens die Nacht über in großer Angſt geweſen; fürchtete ſie doch, er möchte auf der Jagd der Gewalt eines wilden Thieres erlegen ſein. Die Knechte jubelten laut, als ſie ihren Herrn erblickten. In demſelben Augenblicke ſtürzte auch ſeine Hausfrau über die Zugbrücke der Veſte, flog an ſeinen Hals, küßte ihn und nannte ihn mit den zärtlichſten Namen, Solche Freude hatte ſie, ihren lieben Eheherrn ungefährdet wiederzuſehen. Der Graf aber bemerkte das kaum. Stumm und kalt ließ er ſich ihre Umarmungen gefallen, erwiederte ſie aber nicht; denn ſeine ganze Seele war noch von den Reizen der kleinen Elfe erfüllt. Als die Gräfin bemerkte, daß ihr Gemahl ſich kalt von ihr abwendete, da ging ſie in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich. „Eine Andere hat mir ſein Herz geraubt," dachte ſie. „Nun iſt es mit dem ganzen Lebensglücke für immer vorbei. Was hilft es mir nun, wenn ich ihm auch die frohe Nachricht überbringe und ihm künde, was mich über-

ſelig macht? Sie wird ihm keine Freude gewähren." — Viele Tage lang ließ ſie ſich vor Niemand hören und ſehen, ſo betrübt war ſie.

Der Graf indeß ging Abend für Abend zu der Höhle, wo die kleine Zwergin ſeiner ſehnſüchtig harrte. Hier verbrachte er viele Stunden in müßigem Spiele mit dem anmuthigen Wichtelweibchen, die alle ihre Reize, alle Zauberkünſte anwandte, ihn feſter und feſter an ſich zu feſſeln. Freilich fiel ihm wohl mitunter ein, wie unritterlich und unmännlich es gehandelt wäre, an ſeiner lieben Hausfrau ſolche Untreue zu begehen. Dann umdüſterte ſich ſein ſonſt ſo fröhliches Antlitz, ſeine dunkeln Brauen zogen ſich wie Wetterwolken zuſammen. Aber eben ſo ſchnell, wie er kam, verflog auch ſein Unmuth wieder; denn die kleine Zauberin gaukelte tanzend um ihn her, ſang ihm wunderbar ſchöne Lieder vor und wußte die herrlichen blauen Elfenaugen ſo verliebt zu wenden und zu drehen, daß er die Stimme der Pflicht und des Gewiſſens überhörte, Vergangenheit und Zukunft vergaß und nur dem Genuſſe des Augenblicks lebte. Die Gräfin, die von ihren getreuen Zofen bald die nächtlichen Gänge ihres Gemahls erfuhr, wurde auf's Heftigſte von der Eiferſucht geplagt. Es dünkte ſie nur zu gewiß, daß der Graf in irgend einer Hütte ſeiner Unterthanen heimlich eine Liebſte hätte. Sie beſchloß, ſich Ueberzeugung zu verſchaffen. Eines Abends, als er ſich ſicher und unbemerkt glaubte,

ſchlich ſie ihm barfuß nach und folgte in einiger Entfernung. Wie beſchwerlich auch der Weg zur Elfenhöhle war, wie oft ſie ſich auch die zarten Füße wund ritzte an Dornen und ſpitzem Geſtein, ſie achtete es nicht, und ſo gelang es ihr zu ſehen, daß er, ohne ſie zu bemerken — verliebte Leute kümmern ſich ſelten um Das, was hinter ihnen vorgeht — in die Höhle ging. Sie wagte es aber nicht, ihm ferner zu folgen, ſondern blieb draußen ſtehen und horchte geſpannt. Nach einer Weile hörte ſie denſelben Geſang, der einſt den Grafen entzückt und vor der Höhle in Schlummer gewiegt hatte. Auch ihre Seele erfüllte wider ihren Willen eine namenloſe Wonne, auch ſie fühlte ihre Augenlider zufallen. Da fiel es ihr zu rechter Zeit ein, daß ſolche Töne nicht aus dem Munde eines irdiſchen Weibes kommen könnten und daß hier vielleicht ein Zauber im Spiele ſei. Schnell betete ſie ein Vaterunſer. Da verlor der Zauber ſeine Wirkung. Sie konnte nun den Geſang ruhig anhören, ohne daß ſie in Schlaf fiel. Nach einer Weile hörte er auf. Es ward ſtill in der Höhle. Da befahl die Gräfin ihre Seele dem Herrn, bekreuzte ſich fromm und betrat dann unverzagt die Felſengrotte. Durch einen kurzen dunkeln Gang gelangte ſie in das Innere. Wie eine Salzſäule ſtarr ſtand ſie bei dem Anblick, der ſich ihr darbot. In der mit feenhaftem Licht erhellten Höhle, auf einem Mooslager, ruhte die Elfe; der Ritter ihr zu Füßen, ſein Haupt in ihrem Schooße. Beide lagen in

tiefem Schlummer. Schon wollte die Gräfin, die bei Dem, was ſie ſah, außer ſich gerieth, laut aufſchreien. Doch glücklicherweiſe beſann ſie ſich. Sie nahm ſich vor, ihren ungetreuen Gatten auf andere Weiſe zu beſchämen. Zu dem Ende zog ſie eine Scheere aus einer kleinen Sammttaſche, die ihr am Gürtel hing, ſchnitt damit dem Wichtelweibchen eine ihrer goldenen Locken ab und begab ſich mit ihrem Raube leiſe wieder zur Burg zurück. Die ganze Nacht lag ſie auf dem Bette, ohne daß der Schlummer ſie tröſtend in die Arme nahm. Sie dachte daran, wie es möglich wäre, ihren ungetreuen Gatten wieder reuig in ihre Arme zurück zu führen; denn ſie liebte ihn, trotz dem, daß er ſie ſo ſchnöde verrieth, noch von ganzem Gemüthe. Erſt wollte ſie mit Zorn über ihn herfallen und ihm die geraubte Locke, als einen Beweis ſeiner Untreue vor Augen halten; allein ſie beſann ſich bald eines Beſſern und beſchloß, ihn durch Sanftmuth und Thränen wieder ihrem Herzen zuzuwenden.

Am andern Morgen, als ſie erfuhr, der Graf ſei längſt heimgekehrt und in ſeinem Gemache, zog ſie ihr Brautgewand an und ſchmückte ſich auch ſonſt noch auf's Köſtlichſte. Dann ging ſie, ihren Eheherrn aufzuſuchen. Der Graf ſah ſeine Gemahlin verwundert an, als ſie ſo ſtattlich vor ihn hintrat, das Angeſicht bleich, die Augen voll Wehmuth in rührender Schönheit. Bei dem Anblick des Brautkleides regte ſich ein Gefühl der Reue und wieder-

kehrenden Liebe in ſeiner Bruſt. Er reichte ihr freundlich die Hand und küßte ſie auf die Stirne. „Was wollt Ihr mir, herzliebe Bertha?“ ſprach er mild. „Iſt heute etwa Jahrestag unſerer Hochzeitsfeier, daß Ihr das Brautkleid angethan habt?“ — „Das nicht, mein Herr und Gemahl,“ erwiederte die Gräfin ruhig, „aber ich dachte, eine frohe Nachricht müßte man in feſtlichem Schmucke dem geliebten Ehegatten bringen.“ — „Eine frohe Nachricht von Euren roſigen Lippen?“ verſetzte der Graf galant. „Laßt ſie mich ſchnell hören.“ — Da überzog ſich der Gräfin Antlitz mit roſiger Scham; ſie neigte das Haupt und ſprach: „Euer ſehnlichſter Wunſch, der Himmel möge Euch einen holden Sprößling ſchenken, iſt ſeiner Erfüllung nahe. Ihr werdet bald Vater- und ich die ſüßeſten Mutterfreuden fühlen.“ Da jauchzte der Graf laut auf, umarmte ſeine Gattin und küßte ſie auf Wange und Mund. Sie aber ſprach weiter: „Da Ihr nun ſo fröhlichen Herzens und ſo liebevoll gegen mich ſeid, wie Ihr lange nicht geweſen, ſo erlaubt, daß ich im Namen unſers Kindleins, das ich unter dem Herzen trage, eine Bitte an Euch richte.“ — „Was wird ſie wollen?“ dachte der Graf und ſprach gütig: „Was es auch ſei, liebe Bertha, ich gewähre es Euch ſchon im Voraus.“ — Da ſagte ſie: „Im Namen meines Kindes beſchwöre ich Euch, mir Eure Liebe wieder zu ſchenken, die Ihr mir ſo lange entzogen habt. Bleibt fern von der Höhle der kleinen

Zauberin, die Eure Sinne durch Buhlerkünste bethört hat. Ich will Eure Untreue ja gern verzeihen, wenn Ihr nur bereuet und mich wieder liebt. Denkt nur, wenn das Kind einst heranwüchse und erführe, daß sein Vater, der edelste Ritter im ganzen Lande, seine treue christliche Hausfrau betrogen hätte um einer heidnischen Zwergin willen. Das Kind würde Euch ja nie aufrichtig ehren und lieben können." — Der Graf ward noch röther als seine Gemahlin, er begann einige Worte des Leugnens herzustammeln. Da aber zog sie schnell die Locke der Zwergin hervor, und hielt sie ihm zum Beweis, daß sein Verrath ihr ganz bekannt wäre, schnell vor's Auge. Und, wunderbar, wie er die Locke erschaute, war auf einmal der Zauber, der ihn an das Elfenweib band, gelöst. Er fühlte sein großes Unrecht und sank seiner Gemahlin bereuend und Besserung gelobend zu Füßen. Sie aber machte ihm keine Vorwürfe, sondern hob ihn liebreich auf, reichte ihm mit holdseligem Lächeln die Lippe und sprach dann klug: „Das Vergangene sei vergangen und vergessen. Ich habe Eure Liebe wieder und bin dadurch überglücklich."

Der Graf schwur ihr nun feierlich, daß er hinfort keine Andere mehr, als seine rechtmäßige Gemahlin lieben und ehren würde. Und er that, was noch besser ist, als Schwören, er hielt sein Versprechen. Beide lebten von der Zeit an im ungetrübtesten Glücke und zeugten viele Söhne und Töchter in keuscher Liebe mit einander. So

bewies es ſich abermals, daß ein Weib mit Sanftmuth mehr ausrichtet bei einem Manne, als mit Keifen und Schelten, was ſich alle klugen Frauen, die ungetreue Männer haben, zum Muſter nehmen ſollten.

Die kleine Zwergin harrte ſeit jenem Abende, wo ſie die Locke eingebüßt, umſonſt auf die Wiederkehr des Grafen. Da grämte ſie ſich gar gewaltig, floh die Kreiſe ihrer Geſpielinnen und tanzte noch lange Zeit nachher nicht mehr den luſtigen Elfenreihen im Mondenſchein mit. Auch ſang ſie die rührendſten Klagelieder um den Verlornen, ſo daß alle Elfen Thränen des Mitleids vergoſſen. Dieſe Töne drangen ſogar durch die ſtille Abendluft zu der hohen Ritterburg herauf und machten den Grafen oft etwas wehmüthig, ſogar am Buſen ſeiner Ehefrau. Aber er bezwang ſein Gefühl als Mann und Chriſt, küßte ſeine Bertha und dachte: „Eine chriſtliche, fromme Hausfrau, die ihren Gatten redlich liebt und ihm holde Kinder ſchenkt, iſt doch mehr werth als alle Elfen und Zwerginnen in ganz Europa. Nach einem Jahre hörte endlich der Geſang auf, woraus ſich denn vermuthen läßt, daß die Elfe ſich entweder zu Tode gegrämt, oder — was noch wahrſcheinlicher iſt — irgend einen liebenswürdigen Elfenjüngling zum Liebſten erkoren und alſo das beſte Mittel gewählt hat, ſich über die Untreue des Grafen von Schaumburg zu tröſten.

aber vergebens; ihr ward keine Antwort. Sie zeigte es dem Rathe an. Dieſer ließ die Thür erbrechen. Da fand man den alten Geizhals mit entſtellten Zügen todt auf ſeinen Geldſäcken liegen. Das Brod hart wie Stein, voll Blutstropfen und den Waſſerkrug gleichfalls mit Blut gefüllt. Nun ſchrie Alles Wunder über Wunder und Jeder erkannte das Strafgericht Gottes. So ſtarb der alte Geizhals eines jämmerlichen Todes. Sein ganzer Reichthum, der ſich auf viele tauſend Goldgulden belief, nebſt Haus, Wieſen und Aecker, fiel, da er keine Anverwandte hatte, der Stadtkaſſe anheim. Aus ſeinem Ende aber mag jeder Chriſt die Lehre nehmen, das unrecht Gut nimmer gedeiht und dem Herrn im Himmel Beten und Singen nur dann gefällt, wenn es aus einem chriſtlich-frommen Herzen kommt und ſich mit einem chriſtlichen Lebenswandel eint.

Das Wichtelweibchen im Mänkenloch.

Nicht weit von dem Städtlein Rinteln an der Weſer liegt auf dem Paſchenberge ein altes Schloß, genannt die Schaumburg. Drin hauste vor alten Zeiten ein Graf, der war der ſchönſte Mann und der tapferſte Ritter auf viele Meilen umher. Dabei war er leutſelig und guten Herzens. Seine Unterthanen lobten ihn ſehr; denn er führte ein mildes Regiment, kehrte, wenn er von ſeiner Burg herunterritt, oft in ihre Hütten ein, plauderte mit den Alten, herzte die Kinder und mitunter auch die Weiber und Mädchen. Ueberhaupt war den ſchönen Frauen und Jungfrauen wohl etwas mehr gewogen, als es ſeiner lieben Hausfrau Recht war. Dieſe, eine ſehr verſtändige und wackere Dame aus hochedlem Geſchlechte und eben ſo ſchön und tugendreich als ihr Gatte, war in vielen Dingen das Muſter einer Rittersfrau; aber ſie beſaß in ihrem Weſen mehr Ernſt und Strenge, als Anmuth und die Kunſt zu gefallen. Das aber war es, was der Graf, ihr Eheherr, ſo ſehr an den Frauen liebte. Sie lebten

darum nicht ganz glücklich miteinander, wiewohl der Graf seine Gemahlin hochschätzte und ihr in Liebe und Treue ergeben war. Obschon sie schon mehre Jahre miteinander vermählt waren, so hatte der Herr doch ihr Ehebette nicht gesegnet und noch war kein holdes Sprößlein aus dem Schooße der Gräfin emporgeblüht. Das machte den Grafen, der sich einen Erben wünschte, oft unwirsch und seine Hausfrau traurig. Da suchte er denn Zerstreuung auf der Jagd, oder er besuchte seine Unterthanen, sah nach dem Rechten und that zugleich, — was wohl eigentlich nicht ganz Recht war, das heißt, er schäkerte mit den schönen Jungfrauen. Aber dennoch fiel es ihm nicht ein, seiner Ehegemahlin untreu zu werden. Dazu liebte und schätzte er sie zu aufrichtig.

Aber was einer irdischen Jungfrau nicht gelang — sein Herz von seiner Gemahlin abzuwenden — das sollte einer Elfe gelingen, die in dem herrlichen Stromthale der Weser wohnte und vom Volke die Zwergin oder das schöne Wichtelweibchen genannt wurde. Dieses zauberhafte Wesen war nur fünf Spannen lang, aber von der wunderbarsten Schönheit, so je eine Elfe besessen. Man hatte sie oft des Nachts, wenn der Mond herrlich schien, auf der Wiese mit Ihresgleichen tanzen sehen. Wem nun ein solches Glück zu Theil ward — es mußte natürlich ein Sonntagskind sein; denn nur diese können Geister, Feen und Elfen sehen — der wußte nicht genug zu er-

zählen von ihrer kleinen, überaus zierlichen Gestalt, von dem langen Goldhaar, das ihre Glieder umfloß, von ihrem zauberischen Gesange, der den, welcher ihn hörte, in Schlummer wiegte. Nun geschah es einmal, daß der Graf von Schaumburg eines Abends spät von der Jagd zurückkehrte, um nach seiner Burg zu gehen. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt und wandelte allein, in Gedanken versunken, dicht an einer Höhle, das Münkenloch genannt, vorbei. Es war ein wunderherrlicher Abend, der Mond verbreitete Tageshelle, kein säuselndes Lüftchen störte die süße Stille. Da drang aus dem Eingange der Höhle auf einmalein sanfter Gesang hervor. Der Graf blieb stehen und horchte erstaunt. So glockenhelle und dabei doch rührende Töne hatten noch nie sein Ohr berührt. Es war die Elfe, welche der Nacht und dem Monde ihre geheime Sehnsucht nach der Liebe eines Sterblichen klagte. Der Graf stand eine Zeit da, wie verzückt; er horchte und horchte. Aber als die Töne durch sein Ohr ihm in's Herz drangen, da fühlte er zugleich, wie der Schlummer seine Augenlieder beschlich. Er lagerte sich auf den weichen Waldrasen und entschlief lansam, eingelullt von der lieblichen Weise der schönen Zwergin. Da endete diese ihr Lied und trat aus der Höhle hervor, um auf der nahen Waldwiese mit ihren Gespielen den Elfenreihen zu tanzen. Plötzlich erblickte sie den schönen Schläfer, dessen Gesicht der Mondstrahl freundlich beschien. Und wie sie ihr Auge auf ihn rich-

Jetzt fand er, trotz seiner Angst und Schmerzen, Gelegenheit, sich die ganze hohe Versammlung des Fegefeuers näher zu besehen. Da traf denn sein Blick auf manchen der geistlichen und weltlichen Herren, welche die Welt hoch und heilig pries und längst im Himmel wähnte, die aber hier noch für viele heimliche Sünden wacker schmorten. Da wunderte er sich gar sehr und dachte: „Sieh, sieh, sind das die frommen Herren, die im Leben immer aussahen, als wenn sie kein Wasser trübten? Das hätte ich mir nun und nimmer gedacht, die im Fegefeuer zu finden.“ Mitten in diesen Betrachtungen kam plötzlich ein aufgedunsener, dicker Herr auf ihn zu, in dem er den jüngst verstorbenen Burgvoigt des Grafen von Schaumburg erkannte. Der schleppte einen großen Haufen sammtner und seidener Zeuge herbei, gab dem Schneider Nadel und Scheere, und befahl: „Hieraus fertige Kleider für die ganze hohe Gesellschaft. Aber spute Dich, daß Du noch in dieser Nacht fertig werdest, sonst wirst Du nimmermehr das Tageslicht wieder schauen.“ Das Schneiderlein sah mit Schrecken auf die ungeheure Menge der Stoffe und dachte: „Nun stehe mir Gott bei!“ griff aber sogleich zur Scheere und begann nach Gutdünken zuzuschneiden, kleine und große Wämser und Pluderhosen, Mäntel und Röcke. Dann hüpfte er auf einen leeren Tisch, kreuzte die Beine nach Schneiderart und fing zu nähen an. Aber es ging nicht rasch vorwärts, denn Nadel und Zwirn

waren so heiß, daß er sich fast die Finger daran verbrannte. Indessen zechten die Geister rings um ihn und schmausten und würfelten, kurzum, sie thaten Alles, was sie im Leben gethan hatten, nur daß ihnen hier nicht so wohl dabei zu Muthe war; wie man wohl an dem Zucken und Verzerren der Gesichter sehen konnte, wenn sie sich die Zunge am feurigen Braten oder glühenden Weine verbrannten. Ungefähr eine Stunde mochte der Geselle gearbeitet haben, da erhoben sich die Herren von ihren Bänken, stürmten auf den Armen ein und schrieen: „Nun, sind unsere Kleider fertig?“ Und als sie sahen, daß er kaum erst eine Nath zu Stande gebracht hatte, da riefen sie: „Das Schneiderlein ist faul. Wir wollen seine Finger gelenk und ihn fleißig machen!“ Darauf rissen sie ihn vom Tische und begannen mit ihm Fangball zu spielen, was ihnen sehr leicht wurde, da ein Schneider bekanntlich nicht schwer wiegt. Pfeilschnell sauste er aus einer Hand in die andere, und dazu hörte er die Geister entsetzlich hohnlachen und seiner schlimmen Lage spotten. Endlich, nachdem das Spiel wohl über eine Viertelstunde gewährt, warf ihn ein riesiger Rittersmann an die Decke des Saales. Dieses raubte ihm seine Lebensgeister.

Die Sonne schien schon warm, als er wieder die Augen aufschlug. Er fand sich unfern des Lutterberges an einer Felswand liegen. Er rieb sich die Augen, guckte um sich und wußte kaum, ob Das, was er erlebt, Wahr-

heit oder nur ein toller Traum gewesen. Schon wollte er das Letztere glauben, da fühlte er heftige Schmerzen an den Fingerspitzen; er sah darnach und fand sie verbrannt. Nun war es ihm klar, daß er doch nicht geträumt, sondern Alles in Wahrheit erlebt habe. Da dachte er: „Das war die Strafe meines Fürwitzes, die mir der Himmel zutheilte. Mir ist ganz Recht geschehen. Künftig will ich auch nimmer wieder mit einem Muthe prahlen, den ich nicht besitze, und ich will sogleich nach Paderborn zurück; mögen sie mich in Gottes Namen hänseln und verspotten. Ich will Alles geduldig ertragen; denn ich habe es verdient.“ Es war um die Mittagszeit, als er wieder in seiner Vaterstadt anlangte. Auf dem Markte begegnete er dem Schuster, der ihn zu dem schauerlichen Gange veranlaßt hatte. Er redete ihn an. Dieser aber sah ihm in's Gesicht und schien ihn nicht zu kennen. Er nannte seinen Namen. Da lachte ihn der Schuster aus und sagte: „Geht, Alter, Ihr seid nicht recht bei Sinnen. Ihr wollt der lustige, junge Schneidergeselle sein, Ihr im grauen Haare? Sein Vater könnt Ihr wohl eher sein; denn es steht nicht zu leugnen, Ihr habt eine wunderbare Aehnlichkeit mit ihm.“ Der Schneider traute seinen Ohren kaum. Um sich zu überzeugen, ob der Schuster ihn nicht zum Besten habe, ging er zu einem nahen Brunnen und blickte hinein. Entsetzlich! der Schuster hatte wahr gesprochen. Seine dunkeln Locken

waren ſchimmelgrau geworden. Da übergab er dem ihm nahe ſtehenden Schuſter ſein Eigenthum, die Stiefel, wieder; er aber wanderte ſchweigend nach ſeinem Vaterhauſe und vertraute ſeiner alten Mutter, was ihm im Lutterberge widerfahren. Dieſe wunderte ſich gar ſehr und war zugleich troſtlos darüber, daß ihr blühender Sohn in einer Nacht zum alten Manne geworden. Von dieſer Zeit an wurde der arme Geſelle ganz tiefſinnig, von dem frühern leichten Blute war keine Spur mehr in ihm zu finden. Und ehe ein Monat verfloß, verließ er das Weltleben und ging in ein Kloſter. Hier zeigte er ſich als einen der frömmſten und andächtigſten Brüder bis zu ſeinem Tode, der wenige Jahre darauf erfolgte. Sein Abenteuer wurde bald allmänniglich bekannt, und Jeder, vor allen Andern aber die Schneider nahmen ſich die Lehre daraus: es ſei nicht gut gethan, mit Dingen zu prahlen, welche man nie beſaß, noch je beſitzen wird.

Wie der Teufel in Hamm Gerechtigkeit handhabte.

Im Jahre des Herrn 1520 fiel in der weſtfäliſchen Stadt Hamm eine höchſt ſeltſame, ja wunderbare Begebenheit vor, welche da zeigt, daß ſelbſt der böſe Feind einmal von ſeiner Tücke, alle Menſchen zu verderben, nachließ und einen böſen Geſellen ſtatt eines rechtſchaffenen beim Schopfe nahm. Wie dieſes aber geſchehen, mag nachfolgende wahrhafte Hiſtorie klar darthun.

Es war im Anfange des Aprils des obenbemerkten Jahres, als der Bote Chriſtoph Lemmerke, der die Gänge zwiſchen Hamm und Schwerte beſorgte, in Hamm in das Wirthshaus „zum rothen Hahn" trat, um ſich zu ſeinem ihm bevorſtehenden Gange mit einem Glaſe Bier zu ſtärken. Er war im Auftrage eines reichen Bürgers zu Schwerte in Hamm und hatte den Tag über eine bedeutende Summe Geldes eingeholt, die derſelbe an verſchiedenen Kauf- und Handelsherren alldort zu fordern hatte.

Dieſes Geld trug er in einem Säckel auf dem Rücken. Es war viel und drückte ſeine Schultern gar ſehr. — „Armer Chriſtoph,“ ſagte der Wirth Hafenkopf zu ihm und faltete die Hände über den dicken Bauch, „wenn Ihr die Laſt heute noch nach Schwerte tragen müßt, ſo mögt Ihr leicht müder ankommen, als ein Eſel, der vier Scheffel Waizen zehn Meilen weit zur Mühle trägt. Zudem ſchlug es eben zwei. Es wird tiefe Nacht, ehe Ihr an Ort und Stelle kommt. Fürchtet Ihr denn die Spitzbuben nicht, die jetzt das Land unſicher machen? Erſt vor drei Tagen haben ſie dicht hinter Unna im Walde einer Frau den Hals abgeſchnitten, als wenn ſie ein Huhn geweſen wäre.“ — „Was hilft's!“ ſagte Lemmerke ſeufzend, „das Geld muß morgen Abend zur Stelle ſein. Und hier bleiben kann ich die Nacht über nicht, denn mein Weib wartet meiner mit Schmerzen. Auch komme ich vor acht Tagen nicht wieder her. Ich muß alſo ſchon in den ſauern Apfel beißen und mich müde ſchleppen.“ — „Wißt Ihr was?“ ſagte der dicke Wirth gutmüthig. „Da will ich Euch aus der Noth helfen. Ihr ſeid ein alter Gaſt in meinem Hauſe und ich erweiſe Euch gern einen Gefallen. Mein Knecht fährt morgen in aller Frühe über Unna nach dem Dorfe Weſthofen, welches, wie Ihr wißt, nur eine halbe Stunde von Schwerte liegt. Der kann Euch das Geld mitbringen. Um vier Uhr morgen Nachmittag wird er dort ſein und beim Schenkwirth allda

einkehren. Dort mögt Ihr das Geld in Empfang nehmen." — Lemmerke machte gar ein freundliches Geſicht, als ihm der Wirth dieſen Vorſchlag that. Er goß ſein Glas Bier nun minder mißvergnügt hinunter und erwiederte: „Ich nehme Euern Vorſchlag mit Freuden an und ſage Euch Dank dafür. Hier, verwahrt mir das Geld wohl. Aber," fügte er hinzu, „Euer Knecht iſt doch ein ehrlicher Burſche, daß man ihm einen ſolchen Schatz anvertrauen kann?" — „Ehrlich, wie ich ſelbſt!" ſagte der Wirth und ſchlug ſich dabei auf den Schwabbelbauch. „Ich ſtehe für ihn mit Leib und Leben ein. Traut Ihr aber mir oder ihm nicht, ſo nehmt immerhin Euer Geld mit. Ich habe keinen Vortheil davon und that Euch den Vorſchlag nur zu Euerm Beſten." — „Nein, nein," entgegnete Lemmerke, „Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, ich kenne Euch ja ſchon ſeit zwanzig Jahren. Thut mir den Gefallen, behaltet das Geld hier und ſchickt es mir morgen mit Euerm Knecht, wie Ihr geſagt habt. Kann ich Euch einmal einen Gegendienſt leiſten, ſo thue ich es von Herzen gern." — Der Wirth ließ ſich denn auch erbitten. Er ſchloß das Geld in einen mächtigen Schrein von Eichenholz. „Hier liegt es ſicher, wie in Abrahams Schooß," ſagte er.

Lemmerke bezahlte nun ſeine Zeche, drückte ihm dankbar die Hand und machte ſich auf den Weg nach Schwerte. „Es gibt doch noch wackere Menſchen auf der Welt,"

brummte er im Gehen vor ſich hin. „Man mag ſagen, was man will. Wer hätte wohl jemals dem dicken Haſenkopf ſo viel Menſchenliebe zugetraut?“ — Er kam Abends ſpät, ermüdet zu Hauſe an; aber er vergaß ſeine Beſchwerde bald, denn ihn empfing ſeine freundliche Hausfrau mit liebevollen Worten und Geberden, und ein halbes Dutzend rothbäckiger Burſche und Mägdlein jubelte um ihn herum und durchſtöberte ſeine Taſchen, um zu ſehen, ob er ihnen heute Nichts mitgebracht, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte. Und wem das Glück wird, ein braves Weib und gute, geſunde Kinder zu beſitzen, dem iſt immer wohl am eigenen Heerde.

Unterdeſſen war es auch Abend beim Gaſtwirth Haſenkopf zu Hamm geworden. Ein Gaſt verſchwand nach dem andern. Die ſpinnende Magd in der Stubenecke ſank mit der Naſe aufs Knie. Die dürre Ehehälfte des dicken Hausherrn kam aus der Küche herein, wo ſie eben das letzte Feuer ausgelöſcht hatte und herrſchte ihrem Manne zu: „Fix, Nepomuk, zu Bette. Wir dürfen kein Oel verſchwenden. Die Zeiten ſind ſchwer!“ — Nepomuk Haſenkopf, der trotz ſeiner ehrfurchtgebietenden Geſtalt doch gewaltig unter dem Pantoffel ſeiner Hausfrau ſtand, zog die ſchmutzige Nachtmütze über beide Ohren, entkleidete ſich und begab ſich an der Seite ſeiner häßlichen Barbara zur Ruhe. Doch ſonderbar! er, der gewöhnlich wie ein Murmelthier zu ſchlafen pflegte, konnte heute

nicht dazu kommen; denn immer quirlte ihm der reichgefüllte Geldſack des Boten von Schwerte vor den Augen herum. Und ſeiner Barbara ging es gerade ſo. Auch ſie wälzte ſich, wie im Fieber, auf dem Lager und verſetzte alle Augenblicke ihrem Nepomuk einen Stoß mit dem knöchernen Ellenbogen in die Seite, daß er laut aufſeufzte und ächzte. — „Nepomuk," ſagte ſie endlich leiſe, „Nepomuk, haſt Du denn Deine Naſe in den Geldſack des Lemmerke hineingeſteckt? Wie viel mag wohl darin ſein?" — „Hab's nicht geſchaut," antwortete er flüſternd. „Muß aber ein großer Haufen Gulden drin ſein; denn der Sack wiegt wenigſtens dreißig Pfund." — „Ei, ſo viel Geld habe ich lange nicht auf einem Haufen geſehen," meinte Barbara. „Komm! ich kann ſo nicht ſchlafen. Wollen uns den Schatz einmal näher betrachten; damit geht eine Stunde hin." — Nepomuk, der als ein guter Ehemann gewohnt war, ſeiner Barbara in allen Dingen zu gehorchen, ſtand auf, kroch in ſeinen Schlafpelz, ſchlug Feuer und zündete die Lampe an. Seine Ehehälfte entſtieg nun auch dem Lager, und Beide gingen dann zu dem ſchweren Eichenſchrein. Nepomuk ſchloß auf. Die Thüre deſſelben knarrte recht unheimlich, ſo daß dem furchtſamen Wirth eine Gänſehaut über den Leib lief. Aber dennoch zog er den Geldſack aus der Ecke hervor. Dann breitete er ein weißes Tuch über den Tiſch und ſchüttete die vielen blanken Geldſtücke darauf aus. Der geizigen Barbara

ward es erst grün und gelb vor den Augen. Dann warf sie Blicke darauf, als wollte sie das Geld verschlingen. In demselben Augenblicke regte sich der Teufel der Habgier in ihrer Seele und flüsterte: „Reichthum ist doch ein gar herrlich Ding. Wenn das Geld dein wäre, wie glücklich würdest du sein!“ — Auch Nepomuk dachte: „Wenn du Herr des Geldes wärest, dann brauchtest du den Gästen nicht mehr für einen Heller Branntwein einzuschenken, sondern könntest dir einen guten Tag pflegen und im Sorgenstuhl dein Leben behaglich verträumen.“ Und wie in Nepomuks dickem Kopfe diese Gedanken der Sünde aufstiegen, blickte er zufällig auf seine Barbara. Diese stierte ihm fragend ins Gesicht. Auch ihr war der frevelhafte Gedanke gekommen, das Geld zu behalten, es zu verscharren und dem Boten abzuleugnen. — „Was meinst Du, Nepomuk, wenn —“ sagte sie und ließ ihn das Uebrige errathen. — „Ich meine, was Du meinst,“ antwortete er. Da griff sie mit den dürren, runzeligen Händen nach dem Gelde, scharrte es zusammen, säckelte es wieder ein und trug es mit Nepomuks Hülfe in den Schweinestall. Dort wurde es vergraben. — „Und wenn nun der Lemmerke kommt,“ sagte Barbara, „und will sein Geld wieder haben, so sagst Du zu ihm: Du böser Schalk, willst Du mich in's Unglück bringen, daß Du von mir forderst, was Du mir nicht gegeben? Dann mag er mit langer Nase abziehen. Wie er durchkommt,

ist seine Sache." — Nachdem es solche Arglist ausgebrütet, ging das würdige Ehepaar wieder zu Bette; aber kein Schlaf kam in Beider Augen bis zur Morgendämmerung, denn sie dachten nur daran, wie sie den gestohlenen Mammon sich zu Nutze machen wollten. Des andern Tages in der Frühstunde fuhr Hasenkopfs Knecht von Hamm ab und nach dem Dorfe Westhofen. Dicht vor demselben, an der Landstraße, harrte schon der arglose Lemmerke, sein Geld in Empfang zu nehmen. Der Knecht hielt auch still, als er seiner ansichtig wurde. Doch als der Bote das Geld von ihm forderte, da sperrte Peter das Maul weit auf und sagte: „Ich weiß von keinem Gelde; mein Herr hat mir Nichts gegeben." Dann fuhr er weiter. Dem ehrlichen Lemmerke fiel es wie ein Stein aufs Herz. Jedoch wagte er nicht, den Gedanken auszudenken, der sich in seiner Seele regte. Er lief in Eile wieder nach Hause zu seinem Weibe und sprach: „Liebe Frau, ich muß heute wieder nach Hamm. Ich habe einen nöthigen Botengang zu thun im Auftrage des Bierbrauers Klaus Riepenbrock. Aengstige Dich nun meinetwegen nicht. Morgen Abend sehen wir uns wieder." Er küßte sie und seine Kinder. Dann eilte er mit schnellen Schritten nach Hamm. Es jagte ihn eine innere Angst, die er sich selbst noch nicht klar zu deuten wußte. Es war beinahe zehn Uhr, als er beim „Rothen Hahn" anlangte. Alles war still und todt im Hause. Der Wirth nebst Ehehälfte und

Geſinde ſchnarchten ſchon. Lemmerke ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thüre und trommelte Haſenkopf heraus. Nach langem Pochen kam er endlich und ließ ihn ein und fragte ihn, was ihn noch ſo ſpät hierher führe. — „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, Alter," ſagte der Bote, „daß ich Euch in Eurer Ruhe ſtöre. Aber ich komme meines Geldes wegen. Ihr habt es Euerm Peter nicht mitgegeben und ich habe es nun heute nicht abliefern können." — „Habt Ihr einen Trunk über den Durſt gethan?" fragte Haſenkopf, ſich erſtaunt ſtellend. „Von welchem Gelde ſprecht Ihr?" — „Nun, von dem, welches ich Euch geſtern zum Aufbewahren anvertraute," ſagte Lemmerke zitternd, denn er fing an, böſen Trug zu wittern. — „Geht, Ihr macht ſchlechte Späße," verſetzte der Wirth. „Ihr habt mir kein Geld gegeben." Und dabei rief er in die Kammer: „Barbara! haſt Du von Chriſtoph Lemmerke Geld in Verwahrung genommen?" — „Bewahre!" ſagte Barbara drinnen. — „Da hört Ihr ſelbſt, daß Ihr im Irrthume ſeid, Freund," ſagte Haſenkopf. „Es ſpukt wahrſcheinlich bei Euch im Oberſtübchen!" — „O du großer Gott von Soeſt!" rief Lemmerke, indem ihm der Angſtſchweiß ausbrach, „Ihr bringt mich um den Verſtand durch Eure Reden. Ich bitt' Euch drum, gebt mir mein Geld heraus!" Da lachte der dicke Wirth, daß ihm der Bauch wackelte und ſagte: „Nun iſt's richtig! Chriſtoph Lemmerke iſt betrunken. Wartet! ich will Euch

ſogleich eine Streu machen, auf daß Ihr ausſchlafen könnt." — Nun merkte der Bote, daß es dem Wirthe Ernſt war und daß dieſer ihn um ſein Geld und an den Galgen bringen wollte. Dieſes machte den ſonſt ſo friedlich-ſtillen Mann über alle Maßen zornig, ſo daß er den böſen Wirth bei der Kehle packte und ihn ſchüttelte, bis ſein rothes, aufgedunſenes Geſicht blau wie eine Pflaume wurde. Dazu ſchrie er: „Ihr ſeid ein Böſewicht! ein Dieb! der mich armen, unſchuldigen Mann ins Verderben ſtürzen will. Gebt mir mein Geld heraus, oder es iſt Euer Letztes!" — Der Wirth grunzte um Hülfe. Da ſprang Frau Barbara in Nachtkleidern, häßlich wie eine Vogelſcheuche, aus der Kammer, faßte Lemmerke von hinten, zerraufte ihm die Haare und zerfleiſchte mit ihren ſpitzen Nägeln ſein Angeſicht und dabei ſchrie ſie — keine Eule kann ärger ſchreien — „Hülfe! Mörder! Feuer!" — Auf dieſes Geſchrei ſprang Haſenkopfs zweiter Knecht, der im Kuhſtalle ſchlief, herein und ſeiner Herrſchaft zu Hülfe. Nun erging es dem armen Lemmerke ſchlecht. Er wurde derb durchgebläuet, mit Füßen getreten und dann mit zerquetſchter Naſe unter den Tiſch geſchleudert. Darauf rief man den Wächter herein. Der holte ein Paar Häſcher und führte den unſchuldigen Mann, trotz ſeines Sträubens, in den Thurm, der zum Gefängniſſe für Diebe und herumſtreifendes Geſindel diente.

Am anderen Tage kam der Bierbrauer Riepenbrock

in Schwerte zu Lemmerke's Frau und fragte nach ihrem Manne und seinem Gelde. Sie erzählte ihm, daß ihr Mann gestern nach Hamm gegangen und noch nicht zurückgekehrt wäre. Der Bierbrauer begab sich kopfschüttelnd wieder nach Hause. Nun vergingen zwei Tage. Lemmerke kam nicht wieder. Da machte die treue Hausfrau, von Todesangst beklommen, sich mit ihrem ältesten Buben und einem Mägdlein von vierzehn Jahren auf den Weg nach Hamm, um zu erfahren, was aus ihrem lieben Manne geworden sei. Denselben Tag fuhr auch der Bierbrauer hin. Sie fanden Lemmerke noch im Kerker. Der Wirth hatte bei Gericht geklagt, daß ihn der Bote aus Schwerte bei Nachtzeit in seinem Hause mörderisch überfallen habe, was Barbara und der Knecht bestätigten. Jetzt klagte auch noch der Bierbrauer wegen seines Geldes. Nun wurde dem armen Lemmerke in kurzer Frist der Prozeß gemacht. Umsonst betheuerte er seine Unschuld, umsonst lagen sein Weib und seine unschuldigen Kindlein vor den Richtern auf den Knieen und jammerten und schwuren, daß er immerdar ein ehrlicher Mann gewesen sei und unmöglich den Diebstahl könne begangen haben. Die Richter sprachen das Urtheil. Ihm wurde zuerkannt, als Verleumder, Meuchelmörder und Dieb einen unehrlichen Tod von Henkershand zu sterben. —

Es war die Nacht vor dem festgesetzten Tage der Hinrichtung, als der Unglückliche in tiefer Verzweiflung

allein in der dicken Finsterniß seines Kerkers saß und über sein Schicksal und die Ungerechtigkeit der Menschen nachdachte. Da seufzte er vor sich hin: „Sterben ist hart, am Galgen sterben noch härter, aber unschuldig so schimpflich sterben das Allerhärteste. O, mein armes Weib! meine lieben unschuldigen Kindlein, auch auf Euer Haupt wird die Schande fallen, so wir doch nicht verschuldet. Mein Gott, der mir die schwere Prüfung auferlegt, ich gebe sie in Deinen Schutz. Du wirst einst offenbar machen die Tücke des Bösen und meine Unschuld an's Sonnenlicht bringen. Für diese Welt bin ich verloren!“

„Noch nicht!“ sagte in diesem Augenblicke eine dumpfe Stimme in seiner Nähe, die ihm durch Mark und Bein drang, und ein heller Schein umfloß ihn. Erschrocken sah er auf. Eine Gestalt in rothem Wamms und Mantel, mit einem unheimlichen erdfahlen Gesichte, stand vor ihm, bot ihm die Hand und sagte: „Er wird Dich nicht befreien, Lemmerke; aber ich kann es, wenn Du es anders selbst willst. Gieb mir die Hand, sei mein, und ich errette Dich von dem Stricke des Henkers und bringe den dicken Wirth in die Schlinge, die er Dir gelegt hat.“ — „Wer bist Du denn?“ fragte Lemmerke, am ganzen Leibe zitternd, denn er bemerkte, daß des Fremden Augen wie feurige Kohlen glühten und daß er an der Hand statt Nägel Krallen trug. „Wer bist Du denn, daß Dir solche Macht gegeben?“ — „Ich bin — der

Teufel!“ verſetzte der Fremde mit lautem Gelächter, „ein mächtiger, gebietender Herr auf Erden und in der Hölle, unter deſſen Scepter die Menſchen ſich ordentlich drängen. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alles betet mich an. Aber es ſind größtentheils Schufte, durch und durch verderbt im Innerſten ihres Herzens. Mein heißes Reich iſt ſchon zu voll von ſolchen Wichten. Ich möchte auch gern einmal einen ehrlichen Kerl zu meinen Unterthanen zählen. Darum bin ich zu Dir gekommen, Lemmerke. Ich mache Dich erſt vom Galgen los und dann reich und glücklich. Dafür bekomme ich nach Deinem Tode Deine arme Seele. Uebrigens iſt es in der Hölle gar ſo übel nicht; Du kannſt es mir glauben. Allerdings ein wenig heiß, aber doch nicht ſo, daß man d'rin verſchmort, denn es ſtecken ſchon Manche viele tauſend Jahre d'rin und ſind noch immer nicht aufgebraten. Sei mein! es wird Dich nicht gereuen.“

Lemmerke hatte ihn bebend angehört. Aber da er, während der Teufel ſprach, leiſe ein Vaterunſer gebetet, ſo kam ihm der Muth, der hölliſchen Majeſtät alſo zu antworten: „Der Henker wird mir die Kehle zuſchnüren, die Raben mir die Augen aushacken, mein Weib und meins lieben Kindlein vielleicht verhungern. Ich weiß es. Aber dennoch will ich feſthalten an meinem getreuen Herrgott, der mich bisher behütet und beſchützt mein Lebenlang. Er hat mir viel Gutes gegeben, darum will

ich auch das Böſe von ſeiner Hand in Geduld hinnehmen. So hebe Dich denn weg von mir, Satan! Deine Verlockung kann meine Seele nicht rühren!“ Hierauf ſchlug er ein Kreuz, was den Höllenfürſten etwas unruhig machte, denn er hüpfte wie beſeſſen in dem engen Raume umher, wurde bald klein, bald groß, ſtieß mit dem Kopfe gegen die Decke und ſchoß feurige Strahlen aus ſeinen Augen, die ihm wie glühende Räder im Kopfe rollten. — Nach einer kleinen Weile aber ward er wieder ruhig und blickte ohne Zorn auf den mitleidenswerthen Lemmerke, der auf ſeinem Strohlager ſaß und bitterlich weinte. Da ward dem Teufel auf einmal ganz ſonderbar zu Muthe. Er fühlte — vielleicht zum erſten Male ſeit Anbeginn der Welt — eine Art Rührung, ein Mitleid mit dem Schickſale des unglücklichen Lemmerke, und beſchloß, ihn zu retten. Und er ſprach: „Wohlan denn, Du braves und getreues Menſchenkind, ſo bleibe denn feſt bei Deinem Sinne. Wahren Muth und Standhaftigkeit im Leiden weiß auch ich zu ſchätzen. Du haſt mich tief gerührt“ — hier fiel Seiner hölliſchen Majeſtät eine Thräne? — nein, eine glühende Kohle aus dem Auge — „ich will Dich retten und dagegen den dicken Wirth beim Schopf nehmen. Er ſoll einen ſchmackhaften Braten für meine hölliſche Küche abgeben. Darum ſei getroſt, der Strick ſoll Deinen Hals nicht kitzeln. Gehe nur muthig den ſchweren Gang. Nahe dem Galgen bin ich zu Deiner

Hülfe da. Doch der Hahn wird gleich krähen. Ich muß fort." Mit dieſen Worten entwich der Teufel wie ein Rauch durch die Eiſenſtäbe des Gitters und ließ Lemmerke allein zurück. Dieſer aber dachte: „Nicht will ich mich auf die eiteln Verſprechungen des Böſen verlaſſen, ſondern lieber meinem Gott vertrauen und an den Himmel denken."

Nach Verlauf einer Stunde dämmerte das erſte Frühroth in ſeinen Kerker. Da ſank Lemmerke auf die Kniee und betete zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden; vergab ſeinen Feinden, ſegnete Weib und Kind und hatte nun ſeine Rechnung mit dem Erdenleben abgeſchloſſen. Um ſieben Uhr kam ein Prieſter zu ihm, hörte ſeine Beichte und abſolvirte ihn. Dann wurde ihm geſtattet, von Weib und Kindern Abſchied zu nehmen. Darüber brach ſein Herz faſt; aber mit Gottes Hülfe leerte er auch dieſen Schmerzenskelch. Eben ging die Sonne auf, da kamen die Häſcher und führten ihn zum Tode. Eine unzählbare Volksmenge folgte ihm nach. Seit langer Zeit war in dem guten Hamm kein Dieb gehängt worden; kein Wunder alſo, daß Alles auf dieſes Schauſpiel neugierig war. Unter dem Volke befand ſich auch der Wirth Haſenkopf am Arme ſeiner mageren Ehehälfte. Beide triumphirten ſchon und dachten: „Wenn Lemmerke einmal hängt, ſo ſind wir für immer geborgen." — Der Stab wurde am Fuße des Galgens über Lemmerke ge-

brochen. Darauf beſtieg er die verhängnißvolle Leiter: Der Henker machte ſich ſchon fertig, ihm die letzte Ehre, die des Henkens, anzuthun — da ſprengte auf einmal auf einem pechſchwarzen Pferde mit Windesſchnelle ein Reiter herbei, der war in einen blutrothen Mantel gehüllt und hatte auch ein rothes Baret mit einer gleichfarbigen Hahnenfeder verziert auf dem Kopfe. Schon von Weitem ſchrie derſelbe: „Halt! ich bin des armen Lemmerke's Oheim und bringe Beweiſe, daß er unſchuldig, und nicht er, ſondern der dicke Haſenkopf, der ſich hier zur Stelle befindet, der Dieb iſt.“ — „Jetzt gilt's,“ ſagte Barbara leiſe zu ihrem erſchrockenen Manne. „Nun zeige, daß Du Muth haſt.“ Dabei ſchob ſie ihn vor, ſo daß er dem Fremden gegenüberſtand. Da ſchrie er keck: „Du lügſt, fremder Gauch! die Richter kennen meine Unſchuld. Lemmerke iſt der Dieb.“ — „Gut,“ erwiederte der rothe Mann, „ſo wollen wir die Probe machen. Sage, daß Dich der Teufel holen ſoll, wenn Du gelogen haſt.“ — „Das ſoll er!“ ſchrie der Wirth keck. „Der Teufel ſoll mich holen, wenn Lemmerke nicht der Dieb iſt!“ — Nun wendete ſich der Fremde zu den Richtern, die neben dem Galgen auf einem Gerüſte ſaßen und ſprach zu ihnen: „Ihr hochweiſen Herren, werdet Ihr den Boten für unſchuldig halten, wenn dieſen dicken Uebelthäter vor Eurem Angeſichte der Teufel holt?“ — „Das wollen wir!“ ſagten die Richter, und auch das umſte-

hende Volk ſchrie: „Ja, ſo ſoll es ſein!“ — „Danke ſchön! ich nehme Euch beim Wort,“ ſagte nun der Rothe mit einem gräßlichen Gelächter. „Komm, Du gemäſteter Galgenvogel!“ Darauf wuchs er mit ſeinem Pferde zu einer rieſigen Größe heran, faßte den erbleichenden Wirth beim Schopf und fuhr ohne Weiteres mit ihm durch alle Lüfte davon. Sein Pferd aber ließ im Aufſteigen einen großen Haufen Unrath auf die Köpfe des Volkes fallen, der einen infernaliſchen Geruch verbreitete. Aber die größte Menge deſſelben fiel gerade auf die Naſe desjenigen Richters, der Lemmerke zuerſt verdammt hatte. Nun ſchrie Alles: „Wunder über Wunder!“ Lemmerke wurde für unſchuldig erklärt und augenblicklich in Freiheit geſetzt. Das Volk von Hamm trug ihn, wie im Triumphe, wieder zur Stadt. Dort fand er noch ſein Weib und ſeine Kinder. Ein Bekannter von ihm hatte die Armen aufgenommen. Nun war die Freude ſo groß, als vorher das Leid geweſen. Die böſe Ehehälfte des dicken Wirthes wurde des anderen Tages auf die Folter gebracht, und als man ſie derb reckte und ihr die ſpaniſchen Stiefeln anzog, geſtand ſie Alles ein und nannte auch den Ort, wo das Geld vergraben war. Sie ward geſtäupt und aus dem Lande gejagt. Lemmerke aber lebte noch viele Jahre nachher glücklich und geehrt; aber niemals hat er wieder ſo leichtſinnig irgend einem Menſchen Geld anvertraut.

Das verfluchte Gold bei Hagen.

In alter Zeit, als noch im Goldberge im Volmenthale bei Hagen ergiebige Gold- und Silbererzadern ſich fanden, ging eines Morgens ein junger, ſchmucker Bergknappe von dem Dorfe Hagen aus, um den ihm angewieſenen Schacht zu befahren. Das Wetter war mild und ſchön; die Vöglein zwitſcherten luſtig in den ſonniggrünen Büſchen des freundlichen Thales; der Morgenwind kühlte erfriſchend ſeine Wangen. Der junge Bergmann aber achtete nicht auf die ihn rings umgebende Gottesherrlichkeit. Wie konnte er ſich deren erfreuen, da ſein Herz von ſo großer Liebesnoth belaſtet war? Immer ſah er in Gedanken die liebliche Anna, die Tochter des reichen Dorfſchulzen, vor ſich, die er und die ihn unſäglich liebte und der er nun bald für immer entſagen ſollte. Auch nicht ein Funken ſchwacher Hoffnung, ſie je die Seine zu nennen, glimmte in ſeinem Herzen; denn gar zu ſchwer war die Erfüllung der Bedingung, die ihm der

reiche Vater seiner Liebsten gestellt hatte. — „Geh hin," hatte dieser einst zu ihm gesagt, als er um seine Tochter warb, „geh hin, Du bist ein fleißiger Bursche, hämmere Tag und Nacht im tiefen Schachte, bis Du Dir ein Geschmeide erarbeitet hast von Gold und Edelgestein, das mindestens fünfhundert Goldgülden werth ist. Dann tritt wieder vor mich und erneuere Deine Liebesbewerbung um mein einziges Kind. Ohne ein solches Kleinod laß Dich aber nie wieder mit Deinen Absichten auf meine Anna bei mir sehen."

Der Geselle war erst betrübt hinweggegangen. Bald aber hatte sich sein Herz in Hoffnung erhoben, denn er war jung und stark und dachte: „Anna liebt mich und wird mir treu bleiben viele Jahre lang. Ich will das Fäustel wacker schwingen, vielleicht segnet Gott meine Arbeit und ich komme am Ende eher zum Ziele, als ich denke." — Seit dem Tage waren bereits zwei Jahre verflossen; aber er hatte bis dahin noch gar wenig des Goldes gewonnen; denn er mußte außer sich noch seine alte Mutter ernähren. Da konnte er denn wenig zurücklegen. Zudem fühlte er sich auch seit einiger Zeit matt und krank vor Kummer und Liebesgram; denn Anna hatte ihm jüngst in trauter Abendstunde gestanden, daß sie von ihrem Vater hart bedrängt würde, einem reichen Freier, dem Förster Geck, ihre Hand zu geben. Dieser Förster war der häßlichste Kerl in ganz Hagen. Er hatte einen

dicken Kopf mit rothen Haaren, krumme Sichelbeine und dazu ein grundböſes Herz; aber weil er ein ſchönes Erbgut beſaß, ſo bückte ſich doch Alt und Jung vor ihm und manche andere Dirne des Dorfes wäre gern ſeine Hausfrau geworden. So dachte Anna aber nicht. Er mochte noch ſo ſehr um ſie herum ſcharwenzeln und ſchöne Worte drechſeln und ihr ſilberne und goldene Kleinodien als Lockſpeiſe bieten, Anna war und blieb ihm gram, und ihrem Liebſten, dem jungen Bergmann, treu und hold.

An das Alles dachte heute der junge Bergmann und wurde mit jedem Schritte immer mehr und mehr traurig. Die Zukunft lag wie ein Schacht von grundloſer Tiefe vor ihm. Er ſeufzte laut und Thränen liefen über ſeine bleichen Wangen. „Wenn ich Anna nicht zum Weibe bekomme," murmelte er vor ſich hin, „dann wünſchte ich, das Geſtein des Goldberges ſtürzte über mich, oder irgend ein böſes Wetter verzehrte mein Gebein." Indem er ſo ſprach, wollte er an einem hohlen Baume vorübergehen. Zufällig fiel ſein Blick in die Höhlung. Er wurde ganz ſtarr vor Erſtaunen; denn in dem Baume funkelte und blitzte es gar herrlich, wie Gold und Diamanten. Er wollte erſt ſeinen Augen nicht trauen und glaubte, es necke ihn ein böſer Traum. Aber als er ſich herniederbückte, fand er ein koſtbares Geſchmeide, eine kunſtreich gearbeitete Halskette. Er war vor Freuden außer ſich über ſeinen Fund. „Gott ſchützt die treue

Liebe!" rief er jauchzend. „Durch ſeine Macht iſt mir dieſes Glück zu Theil geworden. O, liebe Anna; gute, alte Mutter! Das wird nun eine Freude geben, wenn ich euch verkünde, wie uns der Herr im Himmel wunderbar geholfen hat."

Wie ein Reh ſo luſtig, rannte er mit großen Sprüngen nach Hagen zurück und in das Haus des Dorfſchulzen. Auf der Schwelle kam ihm ein wunderſchönes Mägdlein entgegen. Es war ſeine Liebſte Anna, die, während der Vater noch ſchlief, ſchon rührig im Hauſe ſchaffte. Er zeigte ihr ſeinen Fund und bat ſie, den Vater zu wecken. Da hüpfte ſie hoch empor vor Herzensfreude und küßte ihren Liebſten einmal über das andere, was ſie ſonſt ſelten that, denn ſie war eine ſittige, verſchämte Jungfrau. Dann lief ſie an das Bett ihres Vaters, weckte ihn mit einem Kuſſe und ſprach ſchelmiſch: „Steht auf, lieber Vater, geſchwind! draußen iſt ein reicher Herr, der will mit Euch ſprechen." — Als das der Schulze hörte, fuhr er eiligſt in ſein Morgenröcklein und trat mit ſeinem Töchterlein in das Wohngemach, worin der freudetrunkene Bergknappe mit klopfendem Herzen harrte. Der Schulze machte ein verdrießliches Geſicht, als er ihn ſah, und fragte ſpöttiſch: „Seid Ihr der reiche Herr, der mich zu ſprechen verlangt?" — „Ich bin's," antwortete der Bergknappe. „Reich an köſtlichem Gut und hoffe auch reich an Glückſeligkeit zu werden, wenn Ihr Euer gegebenes

Wort haltet und mir Anna zum Weibe gebt. Seht her, hier ist der Preis, den Ihr ausbedungen." Er hielt ihm das Kleinod vor Augen. Der Schulze verwunderte sich erst gar sehr über den kostbaren Schmuck. Aber es war ihm zugleich gar nicht lieb, daß der Bergknappe so sein Wort gelöset hatte, denn er gedachte an den reichen Förster Geck, der wohl im Stande war, ein Dutzend solcher Kleinodien zu liefern. Er wollte darum allerlei Ausflüchte machen. Allein da sprach sein Töchterlein: „Vater, ich bin immer Eure gehorsame Tochter gewesen und hätte nie meinen Liebsten ohne Euern Segen genommen. Aber ich werde aufhören es zu sein, wenn Ihr Euer Wort nicht haltet. Verlaßt Euch darauf. Gebt Ihr ihn mir jetzt nicht zum Manne, so laufe ich mit ihm in die weite Welt und Ihr seht mich nimmer wieder. Ich schwöre es Euch, und Ihr wißt, ich halte meinen Schwur." — Der Schulze, der sein eigenwilliges Töchterlein kannte, entschloß sich nun schnell, den jungen Leuten seinen Segen zu geben und beraumte auf ihre Bitten den Tag der Hochzeit auf den Ersten des folgenden Monats an. Dadurch schuf er nun gar große Freude in Beider Herzen, so daß sie ihm jauchzend zu Füßen fielen und ihn mit den liebkosendsten Worten nannten. Dann lief der Bergknappe zu seiner alten Mutter und theilte auch der die Nachricht von seinem Funde mit.

Noch denselben Abend kam auch der Förster zu dem

Dorfschulzen und hielt um seine Tochter an. Dieser erzählte ihm mit Bedauern, daß er gezwungen gewesen sei, dem Bergknappen sein Wort zu halten, weil dieser die von ihm gestellte Bedingung treulich erfüllt hätte. Da verzog der Förster spöttisch das häßliche Gesicht, wackelte mit dem rothen Kopfe und sagte dann höhnisch: „Nun, so wünsche ich Euch Glück zu Euerm neuen Schwiegersohn. Er wird Euerm Hause große Ehre bringen. In einigen Tagen sprechen wir mehr davon.“ Mit diesen Worten ging er seines Weges.

Einige Wochen später, wenige Tage vor der Hochzeitsfeier des glücklichen jungen Paares, standen Beide auf der Hausflur des Schulzen und kos'ten mit einander und der verliebte Bräutigam führte allerlei lose Reden und neckte die holdselige Anna, auf den nahen Hochzeitstag anspielend. Da traten auf einmal der Förster und zwei Häscher in's Haus. Und der Förster zeigte auf den jungen Bergknappen und sprach: „Da steht der Dieb, der mir mein Kleinod gestohlen hat. Greift ihn und führt ihn in den Thurm.“ — Die Liebenden fielen wie aus den Wolken. Der Bräutigam wollte sich erst zur Wehre setzen. Da zeigten aber die Häscher einen Befehl vom Richter der nahen Stadt vor. Nun war Nichts zu machen, als in Gottes Namen Folge zu leisten. Der Bräutigam küßte die vor Schreck todesblasse Braut, sprach ihr Muth ein und sagte: „Sei getrost, liebe Anna, Gott

läßt den Unſchuldigen nicht zu Grunde gehen. Bald wird es ſich zeigen, daß der Förſter nur ein Verleumder iſt.“ Hierauf wurde er hinweggeführt. Anna aber ging weinend zum Vater und klagte dem, was geſchehen. Wenige Tage darauf wurde Gericht gehalten in der Sache des jungen Bergknappen und des Förſters. Der Erſtere trat mit dem Bewußtſein der Unſchuld kühn vor die Schranken. Der Förſter aber brachte zwei Zeugen mit, die ſchwuren einen hohen Eid, daß ſie noch vor wenigen Wochen beſagtes Kleinod bei dem Förſter geſehen hätten. Der triftigſte Zeuge aber war der Goldſchmied aus der nahen Stadt Altena, der den Schmuck gefertigt hatte. Da nahm die Sache des Bergknappen ſchnell eine ſchlimme Wendung. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld und daß er den Schmuck gefunden; vergebens berief er ſich auf alle Mitbewohner Hagens, die ihm nur das beſte Zeugniß geben konnten; umſonſt rief er Gott und alle Heiligen zu Zeugen ſeines reinen, ſittenvollen Wandels an. Die Richter ſprachen über ihn das Urtheil, er ſolle als Dieb und Miſſethäter lebendig verbrannt werden. So hart beſtrafte man damals noch den Diebſtahl.

Als das Gericht beendigt war, wurde der Delinquent wieder in den Thurm geführt. Am nächſten Morgen ſollte er den Scheiterhaufen beſteigen. Der Förſter aber ging, im Herzen frohlockend, daß es ihm gelungen war, ſeinen Nebenbuhler zu verderben — denn er war es, der den

Schmuck in den Baum hineingelegt hatte — zum Schulzen und ſprach zu ihm und der Tochter: „Seht Ihr nun, was Euch der Bergknappe für Ehre macht. So eben iſt er als Dieb verurtheilt und morgen in aller Frühe wird er verbrannt. Nun habe ich doch noch Hoffnung, die holdſelige Anna zum Altare zu führen.“ Anna aber entgegnete ihm mit zornigen Worten: „Ehe ich Euch nehme, ſpringe ich in den Schacht des Goldberges. Ihr ſeid ein heimtückiſcher Böſewicht, der meinen Bräutigam in's Verderben gebracht hat. Wie? das weiß nur Gott; aber wahr iſt es, was ich ſage. Mein Bräutigam iſt unſchuldig und ſeine Unſchuld wird noch dermaleinſt an's Tageslicht kommen.“ Der Förſter lächelte tückiſch und ſprach: „Meint Ihr? wenn Ihr Euch nur nicht täuſcht,“ und ging von dannen. Anna aber eilte zu der armen, alten Mutter des Verurtheilten, um mit ihr zu weinen und ſie zu tröſten.

Am andern Morgen wurde inmitten des Dorfes Hagen der Holzſtoß, worauf der arme Bergknappe enden ſollte, errichtet. Ein großer Haufen Volks von nah und fern fand ſich zuſammen, um an dem Tode des Verbrechers ſeine Augen zu weiden. Unter ihm befand ſich auch der Förſter, der mit Sehnſucht darauf wartete, daß die Flamme das Opfer ſeiner Heimtücke verzehre.

Als alle Anſtalten beendet waren, holte man den Gefangenen aus dem Thurm und band ihn auf den Scheiterhaufen. Noch einmal betheuerte er laut ſeine Unſchuld;

dann hob er die Augen gen Himmel und rief: „Vater da oben, der Du in die Tiefe der Herzen blickst, Dir übergebe ich meinen Geist: Du wirst einst klar machen, was jetzt dunkel ist.“ Dann wandte er sich zu der Menge, worunter er mehrere seiner Spielgenossen erblickte und sprach: „Euch, meine Freunde, flehe ich in der letzten Stunde an, laßt meine arme, alte Mutter nicht in Hunger und Elend umkommen. Unterstützt sie mildthätig und schmäht sie nicht, weil ihr armer Sohn den Tod eines Verbrechers sterben mußte. Ade, herzliebe Mutter, Ade, meine theure Braut! Gottes Gnadenhand walte über Euch!“ Das waren seine letzten Worte, die von allem Volk mit lautem Weinen angehört wurden. Besonders waren die Weiber und Jungfrauen sehr betrübt darüber, daß ein so frommer, schmucker Gesell eines so fürchterlichen Todes sterben sollte; denn fast Alle waren, trotz dem Urtheile der Richter, von des Bergknappen Unschuld im Grunde des Herzens überzeugt. Nun wurde der Holzstoß angezündet, die Flamme schlug knisternd empor und Rauch umhüllte den Unglücklichen. Aber kein Wehgeschrei ward von seinen Lippen gehört. Da, nach Verlauf von einigen Minuten, brach der Scheiterhaufen krachend zusammen und aus den Trümmern stieg eine weiße Taube vor aller Augen langsam empor, hob sich unter dem Erstaunen des Volks immer höher und höher und verschwand endlich in der Bläue des Himmels.

„Ein Zeichen Gottes! Ein Zeichen Gottes! Der Bergknappe war unschuldig! Wehe den ungerechten Richtern! Wehe Dem, der ihn verleumderisch anklagte!“ So rief das Volk wild durcheinander. Und damit ergriffen sie Steine und Koth und schleuderten sie auf die Richter und Häscher. „Wo ist der Förster? auch er soll sterben! er, der das unschuldige Blut in's Verderben stürzte!“ rief eine Stimme. — „Hier ist er! hier ist er! wir wollen ihm sogleich sein Recht anthun!“ schrie ein vierschrötiger Bergmann und schleppte den zappelnden Rothkopf beim Kragen herzu. Vergebens stellte er sich zur Wehre, vergebens bat er um Erbarmen — man warf ihn in die Glut des Scheiterhaufens hinein, und da er sich wieder hervorarbeitete mit gräßlich verbranntem Gesichte, schlug ihm ein Altenaer Bauer ohne Mitleid mit einem Kloben Holz auf den Kopf, daß er elendiglich den Geist aufgeben mußte.

Nun eilten mehrere Bewohner des Dorfes Hagen zu der Mutter des Bergknappen und verkündeten ihr, wie Gott ihres Sohnes Unschuld so herrlich offenbart hätte und wie seine Seele als eine glänzende Taube in den Himmel geschwebt sei. Anna, die bei ihr war, fiel dankend auf die Kniee. Die Alte aber hörte nicht auf das Volk; denn sie war wahnsinnig geworden. Ihre greisen Haare, die ein Kranz von Mohnblumen schmückte, hingen wild flatternd um ihre abgemagerten Glieder, ihr Auge

rollte, ihr Mund murmelte abgebrochen: „Verfluchtes Gold! verfluchtes Gold! haſt meinen Sohn gemordet! Goldberg! Goldberg! zu dir, zu dir, will dich verfluchen für die Ewigkeit.“ Indem ſie ſo ſprach, ſtürzt ſie aus der Hütte und ſchreitet durchs Dorf und den Goldberg hinan. Nicht achtet ſie die gräßlichen Blitze, das Rollen des Donners, womit ein plötzlich heraufgeſtiegenes Gewitter das Volmethal in Schrecken ſetzt. Oben angelangt, umkreist ſie mit ſchnellen Schritten den Hügel dreimal und eben ſo oft ſpricht ſie den ſchrecklichen Fluch aus: „Gold! Gold! verfluchtes, gleißendes, blendendes Gold! Du haſt meinen lieben Sohn gemordet! ſei verwünſcht dafür in den tiefſten Abgrund! Deine Quelle ſoll verſiegen ſo viel tauſend Jahre, als Mohnkörner auf meinem Haare ſind!“ Mit dieſen Worten ſchleudert ſie erſt den Kranz in den Schacht hinein; dann ſtürzt ſie ſich ſelbſt mit einem fürchterlichen Schrei in die entſetzliche Tiefe. Aus dem Schachte aber ſchlugen in demſelben Augenblicke rothe und blaue Flammen empor, ein furchtbares, unterirdiſches Getöſe wird gehört und Schacht und Stollen ſtürzen zuſammen.

Mit Entſetzen hatte man das Erbeben des Goldberges im Volmethale vernommen. Alt und Jung glaubte, der letzte Tag ſei gekommen und war laut betend auf die Kniee geſunken. Indeſſen zog das dräuende Gewitter langſam vorüber; bald war der Himmel wieder

blau und die Sonne strahlte warm und golden. Da zogen die nahen Bergleute nach dem Schachte des Goldberges, um die Verwüstung selbst zu schauen. Sie fanden Alles verschüttet. Und so sehr man sich auch später bemühte, wieder die Gold- und Silberadern des verfluchten Berges aufzufinden; sie waren für immer verschwunden.

Der Wunderbrunnen zu Blomberg.

In dem Lippiſchen Städtchen Blomberg lebte vor alter Zeit eine Wittwe, die viel Geld und Gut beſaß, aber dennoch nicht zufrieden war mit dem Segen, der durch den Tod ihres Mannes über ſie gekommen war. Mit Neid und Mißgunſt blickte ſie auf ihre Nachbaren, die theils durch Erbſchaft, theils durch anhaltenden Fleiß ihr Vermögen mehrten. Dieſes hätte ihr nun wohl auch gelingen können, denn ſie beſaß einen Kaufmannsladen und hatte Anfangs Nahrung die Hülle und Fülle. Aber weil ſie die Käufer überthenerte und gewöhnlich zu knapp maß, blieben ihre Kunden nach und nach weg. Sie dachte aber nicht daran, daß ſie ſelbſt ſchuld an dem Krebsgange ihres Geſchäftes ſei, ſondern meinte: ihre Nachbaren müßten ihr die Kundſchaft auf eine unerlaubte Weiſe

weggelockt haben. Nun wohnte wenige Häuser von dem ihren eine wackere Frau, gleichfalls Wittwe, die hielt auch einen Kramladen, und weil sie ihre Kunden redlich bediente und den Armen manches warme Stück Zeug, ihre Blöße zu bedecken, aus Barmherzigkeit überließ, so segnete der Herr, der wohlgefällig auf die Barmherzigen blickt, ihren Hausstand reichlich, und sie wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender.

Die geizige und ungerechte Frau trat nun eines Tages zu ihr hin und fragte sie mit neiderfüllten Blicken: „Ich weiß nicht, Frau Nachbarin, wie Ihr es anfangt, täglich reicher und reicher zu werden. Das kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen? Ich lege meine Hände doch auch nicht in den Schooß, aber bei mir will es seit einiger Zeit durchaus nicht mehr vom Flecke.“ — Da lächelte die brave Frau schelmisch und versetzte schlau: „Wie das zugeht, wollt Ihr wissen? So hört, ich will es Euch sagen; aber Ihr müßt bei Leib und Leben es sonst Niemanden anvertrauen. Wenn Ihr so reich werden wollt, wie ich, müßt Ihr einen Gott im Kasten haben. Mit der Arbeit allein ist's nicht abgemacht.“ Sie meinte damit: man müsse Alles mit dem Herrn beginnen, dann könne der Segen nicht ausbleiben. Aber die geizige Nachbarin verstand sie falsch und beschloß sich einen Gott nach ihrer Meinung zu verschaffen, ihn in ihre Geldtruhe zu legen und dann eben so reich zu werden,

als die Nachbarin. Da ſie aber zu geizig war, um ſich einen Gott für Geld zu kaufen, ſo entſchloß ſie ſich, einen heimlich aus der Kirche zu entwenden. Sie ging darum in tiefer Mitternacht — es war gerade um die Weihnachtszeit, wo des Nachts Gottesdienſt gehalten wird — in die Kirche, ließ ſich dort einſchließen, ſtahl, als das Heiligthum von Menſchen geleert war, die Hoſtie aus der Monſtranz und ſchlich, vor Kälte und Angſt bebend, als die Kirche wieder geöffnet wurde, nach Hauſe. Sie legte nun die Hoſtie in ihre Truhe und glaubte: Jetzt bin ich für immer geborgen.

Bald darauf aber ward der Kirchenraub entdeckt. Da wurde nun Unterſuchung in den meiſten Häuſern des Ortes angeſtellt, und endlich auch in dem Hauſe der Thäterin. Ueber dieſe kam deshalb eine entſetzliche Angſt. Sie nahm daher die Hoſtie wieder aus dem Kaſten, ging in den Hof zu ihrem Brunnen und warf ſie hinein. Allein mit großem Schrecken mußte ſie gewahren, daß ſie nicht unterſinken wollte. Vergebens nahm ſie eine Stange, ſtieß darnach und verſuchte es, ſie unterzutauchen, ſie ſchwamm fortwährend oben. Nun kamen die Mönche ſuchend in ihr Haus und durchſtöberten es bis zum Hahnebalken. Endlich gingen ſie auch zum Brunnen und fanden allda auf dem Waſſer, was ſie ſuchten. Sie erſtaunten gar ſehr darob und fragten die Beſitzerin, wie die Hoſtie wohl dahin gekommen ſein möchte. Da ſagte dieſe:

„Gott weiß es. Vielleicht hat ſie meine Magd oder der Knecht geſtohlen und ſo verbergen wollen. Ich bin unſchuldig, die Heiligen wiſſen es.“ — Da ſie aber während dieſer Worte ſehr blaß ausſah und zitterte, ſo warf man auch Verdacht auf ſie. Sie wurde darum ſogleich gefänglich eingezogen, und mit ihr der Knecht und die Magd. Nun wurden alle Drei ſtrenge befragt. Die unſchuldigen Diener leugneten ſtandhaft, als ſie auf die Folter gebracht wurden, und Gott gab ihnen Stärke, die entſetzliche Pein ſiegreich zu beſtehen. Endlich wurde auch die wirkliche Diebin gefoltert. Dieſe leugnete zwar auch bei den erſten Foltergraden; doch ſchon bei dem dritten verließ ſie die Kraft und ſie geſtand heulend ein, welch' eine große Sünde ſie begangen habe. Darauf wurde ſie als Kirchenräuberin, und weil ſie das unſchuldige Blut hatte in Gefahr bringen wollen, zum Feuertode verurtheilt und bald hernach unter großem Zulaufe der Volksmenge verbrannt. Ihr Geld und Gut fiel halb der Kirche zu, halb bekam es der Knecht und die Magd, als Entſchädigung für die erlittenen Schmerzen, die ſie unſchuldig auf der Folter ausgeſtanden hatten.

Dieſe reichten ſich zum ehelichen Bunde die Hand und führten den Laden der verbrannten Wittwe nun für eigene Rechnung fort; und weil ſie den wahren Gott im Hauſe hatten, nämlich Frömmigkeit und Fleiß, ſo gedieh ihr Handel wunderbar und ſie wurden aus blutarmen

Leuten die wohlhabendſten und geachtetſten Bürger des ganzen Ortes. Das Waſſer des Brunnens aber, in dem die geweihte Hoſtie geſchwommen hatte, ſollte bald in der ganzen Gegend berühmt werden. Seine Wunderkraft wurde ſo entdeckt:

Eines Morgens litt die junge Frau an heftigen Zahnſchmerzen, ihre Wange war dazu dick angeſchwollen. Trotz dem aber ging ſie, wie gewöhnlich, an den Brunnen, ſchöpfte Waſſer und wuſch ſich das Antlitz. Unmittelbar darauf vergingen ihre Zahnſchmerzen, die Geſchwulſt legte ſich, und ſie konnte ſich friſch an ihre Hausarbeit begeben. Sie erzählte das ſogleich ihrem Manne. Der dachte an die Hoſtie und meinte, dieſe habe das Waſſer wahrſcheinlich wunderkräftig gemacht. Um ſich zu überzeugen, rief er einen lahmen Bettler herein, der an der Krücke hinkte und ließ ihn ſein lahmes Bein mit dem Waſſer des Brunnens waſchen. Der that's, und ſiehe da, nach einigen Tagen lief er auf beiden Beinen gleich gut. Da ging der Hausherr zu den Mönchen des naheliegenden Kloſters und erzählte, wie Gott der Herr das Waſſer ſeines Brunnens mit heiliger Wunderkraft begabt habe. Nun kam der Abt ſelbſt und prüfte es an mehren kranken Brüdern des Kloſters. Auch hier bewährte es ſich. Bald erſcholl der Ruf des heiligen Brunnenwaſſers durch's Städtchen und von dieſem aus verbreitete er ſich durch's ganze Land.

Aus der Nähe und Ferne ſtrömten Sieche aller Art herbei und wurden, da ſie gläubig waren, ſchnell geheilt. Das Kloſter aber wurde reich durch die vielen Spenden, welche dankbare Seelen auf dem Altar für ihre Geneſung niederlegten.

dann hob er die Augen gen Himmel und rief: „Vater da oben, der Du in die Tiefe der Herzen blickſt, Dir übergebe ich meinen Geiſt: Du wirſt einſt klar machen, was jetzt dunkel iſt.“ Dann wandte er ſich zu der Menge, worunter er mehrere ſeiner Spielgenoſſen erblickte und ſprach: „Euch, meine Freunde, flehe ich in der letzten Stunde an, laßt meine arme, alte Mutter nicht in Hunger und Elend umkommen. Unterſtützt ſie mildthätig und ſchmäht ſie nicht, weil ihr armer Sohn den Tod eines Verbrechers ſterben mußte. Ade, herzliebe Mutter, Ade, meine theure Braut! Gottes Gnadenhand walte über Euch!“ Das waren ſeine letzten Worte, die von allem Volk mit lautem Weinen angehört wurden. Beſonders waren die Weiber und Jungfrauen ſehr betrübt darüber, daß ein ſo frommer, ſchmucker Geſell eines ſo fürchterlichen Todes ſterben ſollte; denn faſt Alle waren, trotz dem Urtheile der Richter, von des Bergknappen Unſchuld im Grunde des Herzens überzeugt. Nun wurde der Holzſtoß angezündet, die Flamme ſchlug kniſternd empor und Rauch umhüllte den Unglücklichen. Aber kein Wehgeſchrei ward von ſeinen Lippen gehört. Da, nach Verlauf von einigen Minuten, brach der Scheiterhaufen krachend zuſammen und aus den Trümmern ſtieg eine weiße Taube vor aller Augen langſam empor, hob ſich unter dem Erſtaunen des Volks immer höher und höher und verſchwand endlich in der Bläue des Himmels.

„Ein Zeichen Gottes! Ein Zeichen Gottes! Der Bergknappe war unſchuldig! Wehe den ungerechten Richtern! Wehe Dem, der ihn verleumderiſch anklagte!“ So rief das Volk wild durcheinander. Und damit ergriffen ſie Steine und Koth und ſchleuderten ſie auf die Richter und Häſcher. „Wo iſt der Förſter? auch er ſoll ſterben! er, der das unſchuldige Blut in's Verderben ſtürzte!“ rief eine Stimme. — „Hier iſt er! hier iſt er! wir wollen ihm ſogleich ſein Recht anthun!“ ſchrie ein vierſchrötiger Bergmann und ſchleppte den zappelnden Rothkopf beim Kragen herzu. Vergebens ſtellte er ſich zur Wehre, vergebens bat er um Erbarmen — man warf ihn in die Glut des Scheiterhaufens hinein, und da er ſich wieder hervorarbeitete mit gräßlich verbranntem Geſichte, ſchlug ihm ein Altenaer Bauer ohne Mitleid mit einem Kloben Holz auf den Kopf, daß er elendiglich den Geiſt aufgeben mußte.

Nun eilten mehrere Bewohner des Dorfes Hagen zu der Mutter des Bergknappen und verkündeten ihr, wie Gott ihres Sohnes Unſchuld ſo herrlich offenbart hätte und wie ſeine Seele als eine glänzende Taube in den Himmel geſchwebt ſei. Anna, die bei ihr war, fiel dankend auf die Kniee. Die Alte aber hörte nicht auf das Volk; denn ſie war wahnſinnig geworden. Ihre greiſen Haare, die ein Kranz von Mohnblumen ſchmückte, hingen wild flatternd um ihre abgemagerten Glieder, ihr Auge

rollte, ihr Mund murmelte abgebrochen: „Verfluchtes Gold! verfluchtes Gold! haſt meinen Sohn gemordet! Goldberg! Goldberg! zu dir, zu dir, will dich verfluchen für die Ewigkeit.“ Indem ſie ſo ſprach, ſtürzt ſie aus der Hütte und ſchreitet durchs Dorf und den Goldberg hinan. Nicht achtet ſie die gräßlichen Blitze, das Rollen des Donners, womit ein plötzlich heraufgeſtiegenes Gewitter das Volmethal in Schrecken ſetzt. Oben angelangt, umkreist ſie mit ſchnellen Schritten den Hügel dreimal und eben ſo oft ſpricht ſie den ſchrecklichen Fluch aus: „Gold! Gold! verfluchtes, gleißendes, blendendes Gold! Du haſt meinen lieben Sohn gemordet! ſei verwünſcht dafür in den tiefſten Abgrund! Deine Quelle ſoll verſiegen ſo viel tauſend Jahre, als Mohnkörner auf meinem Haare ſind!“ Mit dieſen Worten ſchleudert ſie erſt den Kranz in den Schacht hinein; dann ſtürzt ſie ſich ſelbſt mit einem fürchterlichen Schrei in die entſetzliche Tiefe. Aus dem Schachte aber ſchlugen in demſelben Augenblicke rothe und blaue Flammen empor, ein furchtbares, unterirdiſches Getöſe wird gehört und Schacht und Stollen ſtürzen zuſammen.

Mit Entſetzen hatte man das Erbeben des Goldberges im Volmethale vernommen. Alt und Jung glaubte, der letzte Tag ſei gekommen und war laut betend auf die Kniee geſunken. Indeſſen zog das dräuende Gewitter langſam vorüber; bald war der Himmel wieder

blau und die Sonne ſtrahlte warm und golden. Da zogen die nahen Bergleute nach dem Schachte des Goldberges, um die Verwüſtung ſelbſt zu ſchauen. Sie fanden Alles verſchüttet. Und ſo ſehr man ſich auch ſpäter bemühte, wieder die Gold- und Silberadern des verfluchten Berges aufzufinden; ſie waren für immer verſchwunden.

Der Wunderbrunnen zu Blomberg.

In dem Lippiſchen Städtchen Blomberg lebte vor alter Zeit eine Wittwe, die viel Geld und Gut beſaß, aber dennoch nicht zufrieden war mit dem Segen, der durch den Tod ihres Mannes über ſie gekommen war. Mit Neid und Mißgunſt blickte ſie auf ihre Nachbaren, die theils durch Erbſchaft, theils durch anhaltenden Fleiß ihr Vermögen mehrten. Dieſes hätte ihr nun wohl auch gelingen können, denn ſie beſaß einen Kaufmannsladen und hatte Anfangs Nahrung die Hülle und Fülle. Aber weil ſie die Käufer übertheuerte und gewöhnlich zu knapp maß, blieben ihre Kunden nach und nach weg. Sie dachte aber nicht daran, daß ſie ſelbſt ſchuld an dem Krebsgange ihres Geſchäftes ſei, ſondern meinte: ihre Nachbaren müßten ihr die Kundſchaft auf eine unerlaubte Weiſe

weggelockt haben. Nun wohnte wenige Häuser von dem ihren eine wackere Frau, gleichfalls Wittwe, die hielt auch einen Kramladen, und weil sie ihre Kunden redlich bediente und den Armen manches warme Stück Zeug, ihre Blöße zu bedecken, aus Barmherzigkeit überließ, so segnete der Herr, der wohlgefällig auf die Barmherzigen blickt, ihren Hausstand reichlich, und sie wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender.

Die geizige und ungerechte Frau trat nun eines Tages zu ihr hin und fragte sie mit neiderfüllten Blicken: „Ich weiß nicht, Frau Nachbarin, wie Ihr es anfangt, täglich reicher und reicher zu werden. Das kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen? Ich lege meine Hände doch auch nicht in den Schooß, aber bei mir will es seit einiger Zeit durchaus nicht mehr vom Flecke.“ — Da lächelte die brave Frau schelmisch und versetzte schlau: „Wie das zugeht, wollt Ihr wissen? So hört, ich will es Euch sagen; aber Ihr müßt bei Leib und Leben es sonst Niemanden anvertrauen. Wenn Ihr so reich werden wollt, wie ich, müßt Ihr einen Gott im Kasten haben. Mit der Arbeit allein ist's nicht abgemacht.“ Sie meinte damit: man müsse Alles mit dem Herrn beginnen, dann könne der Segen nicht ausbleiben. Aber die geizige Nachbarin verstand sie falsch und beschloß sich einen Gott nach ihrer Meinung zu verschaffen, ihn in ihre Geldtruhe zu legen und dann eben so reich zu werden,

Die Bekehrung Wittekind's.

Vor mehr denn tauſend Jahren war der Segen des Chriſtenglaubens noch nicht in die von dichten Wäldern umdüſterten Gauen Weſtfalens gedrungen. Damals betete man noch die heidniſchen Götzen, Wodan und Thor und die Irmenſul an und brachte ihnen blutige Thier-, ja ſogar Menſchenopfer dar. Das erfuhren nun die heiligen Chriſtenprieſter im weit im Meere gelegenen Irland, und da erbarmte es ihrer, daß ſo viele tapfere Heldenſeelen — die alten Sachſen waren weit und breit berühmt wegen ihrer Unerſchrockenheit und ihres Muthes — fort und fort in die ewige Verdammniß fahren ſollten, und ſie ſendeten unverzagte, von göttlicher Kraft beſeelte Männer nach Weſtfalen, die den in Aberglauben verſunkenen Heiden von dem Sohne Gottes kündeten und das Kreuz aufpflanzten, wo ſie nur konnten. Aber es ging nur langſam mit der Verbreitung des neuen Glaubens; denn dieſe Völker waren verſtockt und eigenſinnig und zogen den wilden

Kriegsgott Wodan dem ſanften Friedensgott Chriſto vor. Gelang es den frommen Männern nun auch hier und dort, eine heidniſche Gemeinde zu taufen und für den Himmel zu gewinnen, ſo fielen oft die umherwohnenden Heiden über ſie her, zerſtörten die neuerrichteten Altäre und ſchlachteten die Prieſter ihren Götzen. So hätte es wohl noch Jahrhunderte gewährt, ehe der Chriſtenglaube feſte Wurzeln im Teutoburger Walde gefaßt, wenn nicht ein großer Fürſt im Frankenlande ſich der verfolgten Chriſtenprieſter in Weſtfalen angenommen hätte.

Dieſer Fürſt war Karl der Große, ein Kaiſer der Franken, die im Süden Europa's wohnten. Sein Wahlſpruch war: „So weit die Sonne ſcheint, ſoll Chriſtus König ſein.“ Und darum machte er ſich auf mit einem mächtigen Heere, welches unzählbar war, wie der Sand am Meere, und zog nach dem Sachſenlande und drang in die finſteren Waldungen Weſtfalens und zerſtörte die Götzenbilder, ließ die heiligen Bäume durch die Schärfe der Axt fallen, errichtete Kapellen und Klöſter, ſetzte eine Menge Prieſter ein und zwang die verſtockten Sachſen mit Gewalt, ſich taufen zu laſſen. Weil nun Karls Heer gar ſo mächtig war, ſo konnten die Sachſen, trotz ihrer Tapferkeit, ihm nicht lange Widerſtand leiſten. Da fügten ſie ſich ſchlau, ließen ſich taufen und verſprachen, den Biſchöfen und Prieſtern allen Beiſtand angedeihen zu laſſen. Wenn aber der Kaiſer Karl,

den wichtige Geschäfte abriefen, in seine Staaten zurückgezogen war, so empörten sie sich rasch, fielen über die Klöster her, verbrannten sie und ermordeten nicht allein die Priester, sondern auch ihre christlichen Landsleute, und verschonten weder Weiber noch Kinder. Als das Karl der Große erfuhr, ergrimmte er gewaltig. Und er kam wieder mit noch mehr Rittern und Kriegern denn zuvor, und bestrafte die Empörer mit Feuer und Schwert.

Nun aber hatten die Sachsen einen Herzog, der hieß Wittekind, der war von großer und kräftiger Leibesgestalt, tapfer und edlen Herzens, die Krone aller Sachsenhelden, aber durch und durch im innersten Gemüthe den alten Heidengöttern zugethan. Unter dessen Banner schaarten sich die Sachsen und Westfalen und zogen gegen den fränkischen Kaiser Karl zu Felde und thaten ihm, wenn sie auch selten das Feld behielten — denn ihnen fehlte die Kriegskunst der Franken — doch großen Schaden. Da sah nun Karl wohl ein, daß nie sein heiliges Werk in diesem Lande gelingen möge, wenn nicht ihr Herzog Wittekind sein Freund und Verbündeter und ein Christ würde. Er machte darum dem Sachsenhelden die lockendsten Anerbietungen und versprach, ihn zum Könige vieler Länder zu erheben, wenn er sich entschlösse, die heilige Taufe zu nehmen und so seinen Völkern mit gutem Beispiele voranzugehen. Das schlug aber Wittekind hartnäckig aus und ließ dem Kaiser auf seinen Antrag erwie-

dern: „Du nennst Dich einen Mann des Friedens, willst uns die ewige Seligkeit eines Christenhimmels bringen, und verwüstest unsere Fluren mit Feuer und Schwert und schlachtest meine Brüder, weil sie nicht glauben wollen, wie Du. Geh, Dein Glaube kann nicht der wahre sein, da ja Deine Priester selbst lehren: Segnet eure Feinde, und Du von Allem das Gegentheil thust."

In dieser Hinsicht hatte der Heide Wittekind nun wohl gewissermaßen Recht; aber er bedachte nicht, daß man bei einem so wilden und blutdürstigen Volke, wie damals die Sachsen waren, mit Sanftmuth nicht viel ausrichten könne, wie schon frühere Beispiele dargethan hatten.

So wäre Wittekind nun wohl als Heide zu seinen Vätern heimgegangen, wenn nicht Gott selbst durch ein Wunder bewirkt hätte, was menschliche Ueberredungskunst nicht zu bewirken im Stande war.

Es war um das Fest der heiligen Ostern, als die beiden Heere kampfgerüstet einander gegenüber standen. Das Kriegsfeld war an der Weser, in der Gegend, wo jetzt die alte Stadt Minden liegt. Hier hatte Karl der Große sein Lager aufgeschlagen. Die Schaaren des Sachsenherzogs lagen in den nahen Wäldern verborgen.

Da, am heiligen Ostermorgen der Christen, schlich ein Mann, in Bettlerlumpen gehüllt, ins Frankenlager ein. Es war Wittekind, der in eigener Person die Lage des Frankenheeres erkunden wollte, um seine Feinde desto

ſicherer zu verderben. Gerade trat er aus dem Walde, als morgenröthlicher Schein das vor ihm liegende Lager der Franken erhellte. Er blieb wie eingewurzelt ſtehen; denn was er ſah, war nicht eine Menge zum Kampf gerüſteter Streiter, ſondern viele knieende Beter, die mit gen Himmel gerichtetem Antlitz einen frommen Geſang abſangen zu Ehren des göttlichen Sohnes, der an dieſem Tage einſt Hölle und Tod beſiegt hatte. Der Geſang nun war ſo wunderbar rührend und feierlich, daß dem heidniſchen Herzoge das Gemüth tief bewegt ward und Thränentropfen in ſeine Augen quollen. Aber noch größere Rührung ergriff ſein Herz, als er ſah, wie viele ehrwürdige Männer im Prieſtergewande in den Reihen umhergingen und den gläubigen Kriegern das Abendmahl reichten, wie der große Frankenkönig, der ſelbſt demuthsvoll den Herrn im Staube verehrte, mit ſeinen Rittern das heilige Brod empfing. Und wie er noch erſtaunt hinblickte, da offenbarte ſich ihm mit einemmale ein großes Wunder. Die Prieſter waren verſchwunden und ſtatt ihrer ſchwebten wunderſchöne, mit lichten Gewändern angethane Engelkinder umher und vertheilten den göttlichen Leib des Weltheilandes. Da trieb es den Sachſenherzog mit Allgewalt, ſich unter die betende Menge zu ſtürzen, dahin, wo der große Kaiſer kniete. Er warf ſich vor demſelben nieder und rief feurig: „Bruder Karl, ich bin Wittekind, der Sachſenherzog. Dein Gott ſelbſt hat mir

die Augen geöffnet. Gieb mir die Taufe, daß auch ich der ewigen Gnade Deines Glaubens theilhaft werde.“ Da ſprang Karl auf und ſchloß ihn vor Aller Augen bewegt an ſeine Bruſt und küſſete ihn und nannte ihn Bruder, und alle Krieger jauchzten laut auf und ein donnernder Jubelruf erfüllte ringsum die Morgenluft.

Wenige Stunden darauf empfing Wittekind in der heiligen Taufe die Gnade des ewigen Lebens. Und wie er als Heide geweſen, beharrlich und ſtandhaft in Wort und Glauben, ſo war er nun auch als Chriſt. Nachdem er hinlänglich in der Chriſtenlehre unterrichtet worden, kündete er ſeinen Völkern ſelbſt das Wort Gottes, und ſie folgten dem Beiſpiele ihres großen Heerführers und ließen ſich taufen, wie er. Bald ſtiegen im Weſtfalenlande eine große Anzahl Kirchen und Klöſter empor, die Wittekind und Karl mit eigener Hand gegründet, und nach einem Jahrhundert war kein Heide mehr im Lande der Sachſen zu finden. An der Weſer aber, wo Wittekind ein feſtes Schloß ſtehen hatte, wurde ein prächtiger Chriſtentempel gebaut. An ſeiner Stelle prangt jetzt der herrliche Dom in Minden. Ein Jahrtauſend iſt ſeitdem vorübergegangen, aber die Sage hat treulich die Bekehrung des Sachſenherzogs durch ein Wunder Gottes im Munde des Volks aufbewahrt.

Die treue Frau des Ritters von Klusenstein.

Aus dem Erkerfenster der auf einem hohen, steilen Felsen gelegenen Burg Klusenstein schaute eine schöne Frau mit kummervollem Herzen und rothgeweinten Augen in das tiefe Thal hinab, das die schmale Hönne blitzschnell durchrauscht. Es war die eben so schöne als treffliche Gemahlin des Ritters Eberhard von Klusenstein, der mit Kaiser Friedrich Barbarossa in's Morgenland gezogen war, um die Sarazenen aus der heiligen Stadt des Erlösers zu verjagen. Schon drei Jahre war er abwesend und noch keine Kunde von ihm zu dem Ohre der liebenden Gattin gelangt. Hatte er ihrer treulos vergessen, war er in die Gefangenschaft der wilden Heiden gerathen, oder getödtet? Sie hatte Nichts von den heimkehrenden Pilgern über ihn erfahren können. Das machte sie nun so betrübt, daß sie schier schwermüthig wurde; denn

ſie liebte ihren Eheherrn mehr als den Stern ihres Auges, ja mehr als ihr eigenes Leben. Dazu belaſtete noch eine andere ſchwere Sorge das Herz des edlen Weibes. In der Nähe der Burg Kluſenſtein lag noch eine andere Feſte, die gehörte einem wilden Raubritter, genannt der ſchwarze Benno. Dieſer, noch ein Hageſtolz trotz ſeiner vierzig Jahre, hatte ſeine Augen auf die verlaſſene Frau ſeines Nachbars geworfen und war von ihren wunderholden Reizen zu böſer Luſt entzündet worden. Er ſprengte darum aus: der Ritter Eberhard von Kluſenſtein werde nimmer wiederkehren, weil er im Sarazenenlande ſeinen Glauben abgeſchworen und eine ſchöne Heidin geheirathet habe. Das glaubte aber Mathilde von Kluſenſtein nicht; denn ſie wußte, wie wacker und fromm ihr Gatte immer ſein Lebenlang geweſen war. Und darum, als der ſchwarze Benno eines Tages in ihre Burg kam und, auf die lügenhafte Nachricht anſpielend, um Mathildens Liebe warb, verſetzte ſie klug und edel: „Ein Solches kann ich von meinem Eberhard nun und nimmer glauben. Aber wäre es auch wahr, ſo würde ich doch nimmer zu einer zweiten Ehe ſchreiten, ſondern lieber in ein Kloſter gehen und in einſamer Zelle zu Gott beten, daß er meinem verirrten Gatten ſeine Sünden vergeben möge.“ — Benno hörte dieſes und dachte: „Ei was, die Weiber zieren ſich nur. Ein kühner Angriff wird mir die ſchwache Frau leicht in die Arme liefern.“ Er näherte ſich ihr darum

keck, umſchlang ihren Leib und wollte ſie auf die Wange küſſen. Sie aber rief in ihrer Todesangſt nach Hülfe. Da kamen der Burgvoigt und ein halbes Dutzend Knechte mit gezogenen Schwertern in's Gemach und wollten dem ſchwarzen Benno zu Leibe, weil ſie meinten, er habe der edlen Frau Gewalt anthun wollen. Jetzt wäre es der Beleidigten ein Leichtes geweſen, ſich ihres Feindes für immer zu verſichern. Allein ſie bezwang ihren Zorn und ſagte weiter Nichts, als: „Gebt dem Ritter das Geleit über die Zugbrücke. Ich hoffe, Herr Benno, Ihr werdet mich niemals wieder mit Eurem Beſuche beläſtigen.“ Da ſchäumte der ſchwarze Benno vor Wuth, griff an ſein breites Schwert und blickte mit zornigen Augen auf den Burgvoigt und die Knechte. Der Burgvoigt aber, ein rieſig ſtarker Mann, verſetzte kalt: „Seid kein Narr, Herr Benno, und brockt Euch hier eine böſe Suppe ein, ſondern geht ruhig nach Hauſe und verzecht Euren Grimm beim Humpen. Wir kennen Eure Abſicht auf unſere edle Frau längſt und ſind entſchloſſen, ſie mit Gut und Blut, mit Leib und Leben gegen Euch zu beſchützen.“ — Da knirſchte Benno mit den Zähnen. Dann ſprach er: „Mathilde von Kluſenſtein, Ihr habt mir, dem tapferſten Ritter weit und breit, ſchweren Schimpf angethan. Schreibt es Euch ſelbſt zu, wenn ich dafür Rache an Euch nehme!“ — Mit dieſen Worten ging er, von dem Burgvoigt und den Knappen begleitet, ſeines Weges.

Der Burgvoigt ſchloß die Pforte hinter ihm und ſagte: „Wenn Euch einmal wieder die Luſt ankommt, um unſere Hausfrau zu werben, ſo denkt, daß wir, bevor wir Euch in die Burg laſſen, einen Steinkorb auf Euer Haupt ausleeren.“

Von da an brütete Benno Rache. „Sie ſoll doch mein werden,“ dachte er. „Jetzt muß ich Gewalt brauchen, ihre Burg einnehmen. Aber wie? Die Feſte iſt gut verwahrt, der Burgvoigt iſt ein tüchtiger Degen und wachſam dazu. Die Knechte lieben ihre Gebieterin. Hm! es wird ein harter Strauß werden. Thut Nichts! Ich wende Alles an, um zum Zwecke zu gelangen.“ So denkend warb er nach und nach aus herumlaufendem Geſindel eine große Anzahl Knechte, ließ ſie auf ſeinem Burghofe tüchtig in den Waffen üben und verſprach ihnen eine große Belohnung, wenn ſie in der bevorſtehenden Fehde wacker kämpfen würden. Indeſſen rüſtete man ſich auch auf der Burg Kluſenſtein, denn man ahnte nichts Gutes von dem ſchwarzen Benno. Die Steinkörbe wurden gefüllt, die Pforten gut verrammelt, die Schwerter und Lanzenſpitzen tüchtig geſchärft. Mathilde von Kluſenſtein ging ſelbſt zwiſchen den Burgknechten einher, ſprach leutſelig mit ihnen und fragte ſie: „Werdet Ihr die Hausfrau Eures edlen Ritters dem ſchwarzen Benno leicht in die Hände liefern?“ Da erwiederten die Knechte: „Erſt muß uns der Feind wie Kraut und Rüben zer-

hacken, ehe das geſchieht. Wir wollen dem ſchwarzen Benno zeigen, daß wir beſſere Fäuſte haben und treuere Herzen, als ſein geworbenes Geſindel, das aus allen Landen zuſammengelaufen iſt.“ Wenn das die edle Frau hörte, ging ſie getröſtet in ihr Gemach, nahm ihr vierjähriges Töchterlein auf den Schooß und erzählte dem Kinde von dem lieben Vater, der bald aus dem fernen Morgenlande heimkehren und ihr ſchöne ſeltene Blumen und blitzende Steine mitbringen würde.

Indeſſen ſollte es doch anders kommen, als Mathilde und ihr treuer Burgvoigt dachten.

Unter den vielen wackeren Herzen befand ſich auch Eins, worin die Schlange des Verrathes wohnte. Das klopfte in der Bruſt eines dicken, vierſchrötigen Lümmels, der wegen ſeiner Trägheit von den anderen Knechten mit dem Spitznamen: „Dachspeter“, belegt worden war. Dieſer Burſche nun mußte oft die züchtigende Hand des Burgvoigts fühlen, der ein ſtrenges Regiment handhabte und überall für gute Ordnung ſorgte. Darüber war der faule Dachspeter dem braven Manne gram geworden. Und als nun der ſchwarze Benno heranzog und die Burg mit ſeinen Mannen umſtellte, da dachte er daran, wie er die Burg dem Feinde überliefern könnte, um ſich einen guten Dank zu verdienen und den Burgvoigt in's Unglück zu bringen. Daß er zugleich die edle Frau und eine Menge anderer Chriſtenleute in's Verderben ſtürzen würde, daran

dachte er in ſeiner Dummheit nicht, und lieferte ſo den Beweis, daß ein dummer Schurke oft eben ſo viel Unheil ſtiften kann, als der durchtriebenſte Schalk.

Nun führte aus dem Innern der Burg ein unterirdiſcher Gang in's Thal hinab. Den kannte nur der Burgvoigt und wenige getreue Knechte, unter dieſen auch zufällig der dumme Dachspeter. Der ſtahl nun in einer ſtockfinſtern Nacht dem Burgvoigt die Schlüſſel zu den Pforten des unterirdiſchen Ganges, tappte ſich zu den Feinden hinaus und führte den ſchwarzen Benno mit ſeiner raub- und mordluſtigen Schaar heimlich in die Burg. Da fielen ſie nun wie Teufel über die ſchlafenden Knechte her und hieben Alles nieder ohne Erbarmen. Nur die ſchöne Burgfrau und den Schloßvoigt ließ Benno leben, die Erſtere, um ſie mit Gewalt zur Liebe zu zwingen, den Letzteren, um ihn im Thurme langſam verhungern zu laſſen. Als das Morgenroth heraufdämmerte, war die Burg ganz in der Gewalt des Feindes. Da ſah man die trunkenen Söldner des ſchwarzen Benno auf den Zinnen jubeln und tanzen, und ſich zur Abwechſelung damit vergnügen, die Leichname der getödteten Knechte die Felswand hinunterzuſchleudern.

Nun kamen gar böſe Tage für die Gemahlin des Ritters von Kluſenſtein. Der ſchwarze Benno beſtürmte ſie bald mit Bitten, bald mit Drohungen, ſeine Hausfrau zu werden, bald drohte er auch, ihr die zarten Kindlein

zu ſchlachten, wenn ſie nicht in ſein Begehren willige. Sie aber blieb ſtandhaft und ihrem Eberhard getreu. Und wenn der widerwärtige Liebhaber zu ihr ſprach: „Seid mein, ſchöne Frau, und ich will Euch das Leben mit immer neuer Luſt verſüßen und will Euren Leib mit Sammt und Seide, mit Perlen und funkelndem Edelgeſtein ſchmücken und will Euch demüthig ergeben ſein, wie ein Sklave, und will um Euch girren, wie der Täuber um ſeine Taube," dann erwiederte ſie: „Ich kenne nur eine Luſt auf Erden, und die iſt, meinen lieben Eberhard wiederzuſehen. Sammt und Seide, Gold und Edelgeſtein ziemen einer Unglücklichen nicht. Wollt Ihr mir aber gefällig ſein und Euch mein Wohlgefallen erwerben, ſo laßt mich frei. Ich will mit meinen Kindlein zu Fuße nach dem heiligen Lande pilgern und meinen Gatten ſuchen, wo Gottes Sonne ſcheint. Die Eurige werde ich nimmer werden!" — Wenn ſie nun ſo geſprochen, wurde der ſchwarze Benno mitunter ſehr wild und ungeberdig, und that, als wolle er die ſchöne Trauernde augenblicklich in die andere Welt befördern. Aber dann floſſen die Augen ſeiner ſchönen Gefangenen von heißen Thränen über und ſie ſah ſo kläglich drein, daß er nicht im Stande war, ſeine Drohung in Erfüllung zu bringen.

Während der Zeit nun, daß die Burg Klauſenſtein in ungerechte Hände gefallen war und die Beſitzerin derſelben ſo ſchweres Leid ertragen mußte, kehrte der Graf Eber-

hard in Pilgertracht nach seinem Vaterlande zurück. Er war lange Zeit in der Gefangenschaft der Heiden gewesen und hatte auch harte Zeit erdulden müssen, denn die Sarazenen plagten die gefangenen Christenritter Tag und Nacht, sie sollten ihren Glauben verläugnen und sich der Lehre des heidnischen Mohammed ergeben. Und sie zeigten, wie einst der böse Feind dem Erlöser, ihnen alle Schätze der Welt und versprachen, sie zu mächtigen Fürsten und Heerführern zu machen und Jedem einen großen Haufen der schönsten Weiber zu geben. Das reizte nun wohl Viele aus der Schaar der Christenhelden, daß sie abfielen von ihrem allein seligmachenden Glauben und sich so um irdische Herrlichkeit in ewige Verdammniß stürzten. Aber der Ritter von Klusenstein war ein anderer Mann, und wie seine edle Gemahlin ihrer ehelichen Pflicht, so blieb er seinem Gotte getreu. Mußte er auch zwei lange Jahre die drückendsten Fesseln tragen, er weigerte sich standhaft, den falschen Propheten der Heiden anzubeten. Dafür belohnte ihn Gott aber auch über die Maßen herrlich, so daß er am Ende wieder von seinen Kreuzbrüdern befreiet wurde und den Dank seines Fürsten aus eigenem Munde empfing, während daß die von ihrem Glauben abgefallenen Ritter, mit dem Fluche aller Redlichen belastet, unter den Sarazenen ihr Leben vertrauerten.

Nun hatte Graf Eberhard während seiner Gefangenschaft das Gelübde gethan, er wolle, wenn Gott ihm

wieder die Freiheit ſchenke, zu Fuße nach ſeiner Heimath pilgern. Kaum war er daher ſeiner Feſſeln entledigt, ſo nahm er Abſchied von ſeinen Kampfgefährten und machte ſich auf den Weg. In Eilmärſchen durchzog er das Morgen- und Abendland; denn ihn trieb die Sehnſucht nach ſeinem lieben Weibe und ſeinen Kindern, von denen das jüngſte bei ſeiner Abreiſe in Deutſchland eben erſt das Licht der Welt erblickt hatte. Nach vielen Monden betrat er ſein vielgeliebtes Vaterland wieder. O, welche Freude durchbebte da ſein Herz; er hüpfte wie ein Kind und jauchzte aus voller Bruſt, dann warf er ſich nieder und küßte den theuern Boden, der ihn geboren. — Eben ging die Sonne unter, als ihm die Burg ſeiner Väter wieder zu Geſicht kam. Da lag ſie, vom Glanz der Abendröthe lieblich umwallt, ſeine ſtolze Veſte. „Vielleicht ſteht deine Mathilde jetzt auf den Zinnen und blickt voll Sehnſucht in die Ferne und weint um den gewiß Todtgeglaubten heiße Thränen.“ So dachte er und malte ſich den Augenblick mit den freundlichſten Farben aus, wo er in ihre Arme ſtürzen werde. Da ging plötzlich ein alter Bettler an ihm vorüber. Er grüßte und fragte ihn: „Seid Ihr hier in der Nähe der Veſte Kluſenſtein zu Hauſe?“ Der Bettler bejahete es. „Nun, ſo könnt Ihr mir vielleicht ſagen, ob die edle Frau von Kluſenſtein noch lebt und ſich wohl befindet.“ — Da ſchüttelte der Bettler traurig den Kopf und ſagte: „Sie lebt allerdings

noch; aber ich meine, er wäre ihr beſſer, ſie ruhe tief unter der Erde bei den Todten, ſo unglücklich iſt ſie." — Der Graf wurde todesbleich und ſagte bebend: „Wie meint Ihr das? Liegt ſie vielleicht an einer unheilbaren Krankheit ſchwer darnieder?" — „Das nicht," verſetzte der Alte, „es iſt noch weit ſchlimmer. Ihr ſeid hier fremd und habt wohl nimmer von dem ſchwarzen Benno gehört?" — „Von dem argen Raubgeſellen?" fragte der Graf. — „Wie, Ihr kennt ihn?" ſagte der Bettler. — „Ich bitte Euch, Alter, laßt Euch das nicht kümmern," verſetzte Eberhard dringend, „und erzählt weiter." — Und nun begann der Bettler, dem fremden Pilger geſchwätzig das Unglück der edlen Burgfrau von Kluſenſtein zu berichten. Als das der Graf hörte, gerieth er außer ſich vor gerechter Wuth und that einen hohen Schwur, er wolle den ſchwarzen Benno für die Schmach, ſo er ſeiner Gemahlin angethan, von den Zinnen der Burg Kluſenſtein in den Abgrund ſchleudern. Nun aber war das nicht ſo leicht; denn Benno hatte die Burg inne und einen großen Haufen Söldner, und der Graf war ganz allein, ohne einen Mann, und nur ſein gutes Schwert hatte er aus dem Heidenlande mitgebracht. Die einzige Ausſicht, die ſich ihm eröffnete, war, daß der mächtige Graf von Altena ihn als Freund ſchätzte und liebte. Bei dem beſchloß er Hülfe zu ſuchen. Dieſer nahm ihn auf mit offenen Armen auf und ſtellte eine große Schaar Mannen

zu seiner Verfügung, um den schwarzen Benno zu bestrafen. Damit aber seiner lieben Hausfrau kein Leides widerfahre, denn er wußte, der Feind war zu jedem Verbrechen fähig, so beschloß er, sich mit List in die Burg zu stehlen und so zu erkunden, wie man dem tückischen Räuber am besten den Garaus machen könnte. Er verkleidete sich nun als Spielmann — sein langes Haar und Bart machten ihn im Gesichte unkenntlich — und klopfte an die Pforte der Burg Klusenstein und ließ dem Ritter sagen, er wäre des Saitenspieles gar sehr kundig und verstände vor Allem schöne Liebeslieder zu singen. Da ließ ihn Benno vor sich kommen und befahl ihm, er solle die trauernde Mathilde durch seinen Gesang erheitern. Und als sie nun kam, griff er in die Saiten und sang einige scherzhafte Weisen von Lust und Liebe, wie er sie im Morgenlande, im Lager der lustigen Kreuzbrüder, zuweilen gehört hatte. Mathilde, die ihren Gemahl im Anfange nicht erkannte, hörte nicht auf die lustigen Lieder des Pilgers. Dem schwarzen Benno aber gefielen sie so sehr, daß er gewaltig lustig wurde, sich einen Humpen Wein nach dem andern bringen ließ und so wacker zechte, daß er bald mit gläsernen Augen im Armstuhle lag und endlich gar einschlief. Da begann der Graf ein schönes, rührendes Lied zu singen von einem tapfern Kreuzritter, der aus dem Morgenlande nach seiner Heimath zurückkehrt und seine Burg und sein Weib in der Gewalt eines

tückischen Feindes findet. Als das die unglückliche Frau hörte, erhub sie langsam ihr Haupt und horchte mit gespanntem Ohre. Endlich stürzte sie auf den Zitterschläger zu und schrie laut: „Um aller Heiligen willen, Fremdling! wer hat Euch das Lied gelehrt?“ — „Mein eigenes Herz, theure Mathilde,“ flüsterte der Graf. Da gingen ihr die Augen auf und sie erkannte ihren Gatten wieder. Schon wollte sie die Arme jauchzend um seinen Hals schlingen, da erwachte plötzlich der schwarze Benno und ließ sich einen frischen Humpen bringen. Jetzt sang der Graf wieder ein Lied, das den Wein und das Raubritterleben pries. Dadurch gewann er die Gunst des Bösewichts ganz und gar, so daß er dem Sänger mit lallender Zunge zurief: „Seid ein prächtiger Kerl, Bruder Minnesänger, ganz mein Schlag. Kommt, wann Ihr wollt, zu mir, Küch' und Keller und auch mein Säckel soll Euch offen stehen.“

Das taugte ganz in des Grafen Plan. Von da an kam er mehrere Tage hintereinander in die Burg und machte durch seine Lieder den Bösewicht Benno immer sicherer. Nun ward es aber Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen; denn Benno hatte einen Tag festgesetzt, der ihm die schöne Mathilde, wenn nicht mit Gutem, doch mit Gewalt in die Arme liefern sollte.

In einer rabenschwarzen Septembernacht zogen Graf Eberhards Mannen langsam gegen die Burg heran. Der

Graf hatte ihnen die genauesten Befehle ertheilt. Es war am Vorabend des Tages, wo Mathilde dem schwarzen Benno angetraut werden sollte. Graf Eberhard, der, wie schon gesagt, in hoher Gunst bei seinem Feinde stand, hatte diesen veranlaßt, heute ein tüchtiges Zechgelage zu veranstalten. Benno war heute besonders guter Laune, denn Mathilde hatte auf Anrathen ihres Gemahls sich zum ersten Male seinen Wünschen nachgiebig gezeigt. Darum hatte er seinen Weinkeller aufgethan und seinen Knechten vollauf zu trinken gegeben. Als Mitternacht herankam, da schnarchte der trunkene Benno, wie ein Bär. Einige Freunde und Trinkgenossen von ihm lagen, tapfer bezecht, unter dem Tische. Die Knechte, die in der großen Vorhalle gezecht, waren gleichfalls des süßen Weines übervoll. Nun war die Stunde der Vergeltung für den schwarzen Benno gekommen. Jetzt schlich der Graf sich aus dem Banketsaal fort und gab seinen Mannen das verabredete Zeichen. Diese klommen nun leise die Burg hinan. Der Graf überwältigte den halbtrunkenen Wächter, öffnete seinen Getreuen die Pforten und machte sich so, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, wieder zum Herrn seiner Burg; denn nicht handelte er grausam, gleich dem schurkischen Benno, und ließ die schlafenden Knechte morden, obgleich sie wohl für ihre Unthaten zehnmal den Tod verdient hatten. Er war ja überfroh, seine theure Hausfrau und die süßen Kindlein wieder unversehrt

in die Arme zu ſchließen, wie hätte da ſein edles Herz nach Blut lechzen ſollen! Nachdem er ſich mit ſeinen Lieben ſatt geherzt und geküßt, beſchloß er, ein Wenig der Ruhe zu pflegen. Gefahr war nicht mehr zu fürchten; denn Benno und ſein Gelichter lagen geknebelt und gebunden, von des Grafen Knechten bewacht, im großen Saale.

Am andern Morgen beim erſten Frühgraun ſprang Eberhard vom Lager auf und beſchloß, Gericht über den Räuber zu halten. Sein liebliches Weib und ſeine holden Kindlein lagen noch in ſüßem Schlummer. Er küßte ſie zärtlich und ſprach: „Schlaft feſt, meine Lieben. Ihr ſollt das Ende des Böſewichts nicht ſehen. Dein Herz voll Erbarmen und Mitleiden, gute Mathilde, würde meinen Arm lähmen, die gerechte Strafe zu vollziehen. Ehe Ihr erwacht, muß mein Gelübde gelöſet ſein.“ Nun ſtieg er auf die Zinnen ſeiner Burg und befahl ſeinen Knechten, den ſchwarzen Benno herauf zu ſchleppen. Es geſchah alſobald. Noch lag der Raubgeſelle im Schlafe der Trunkenheit und wußte nicht, daß er gebunden und welch ein Schickſal ihm bevorſtand. Graf Eberhard ſah ihn mit rollenden Augen an. In ſeiner Bruſt kochte der Zorn empor; denn er erinnerte ſich, wie der Böſewicht ſeine armen Knechte einſt gemordet und ſeine treue Hausfrau ſo ſchwer bedrängt hatte. Schon ſtreckte er den nervigen Arm aus, um den Schandgeſellen zu packen und

ihn über die Ringmauer ſchlafend in den Abgrund zu ſchleudern. Da drängte ſich ihm plötzlich der Gedanke auf: einen Schlafenden tödten, und wäre es der böſe Feind ſelbſt, iſt eines deutſchen Ritters nicht würdig. Er beſchloß, anders zu handeln. Darum ergriff er Benno bei der Bruſt und ſchüttelte ihn gewaltig, ſo daß er aus dem Schlafe auffuhr und mit weit aufgeriſſenen Augen den Grafen verwundert anglotzte. „Kennſt Du mich, nichtswürdiger Geſell!“ ſchrie nun der Graf mit einer Donnerſtimme und ſtieß ihn mit dem Fuße. Benno kam dadurch nun nach und nach zu ſich, fühlte, daß ſeine Hände gefeſſelt waren und begann wie ein gebundener Stier zu toben und rief nach ſeinen Knechten. Da ſtieß ihn der Graf noch einmal und rief noch ſtärker, als zuvor: „Kennſt Du mich, ſchwarzer Benno?“ — Benno, obgleich nun ziemlich nüchtern geworden, erkannte den Grafen aber doch nicht und brummte zur Antwort: „Ihr ſeid ein Spuk oder der Teufel, denn nur der konnte mich in dieſe Lage bringen.“ — Da verſetzte Graf Eberhard: „Nicht der Böſe, ſondern der Engel der Vergeltung iſt's, der vor Dir ſteht. Ich bin Graf Eberhard von Kluſenſtein, deſſen Burg Du durch Verrath eingenommen, deſſen treue Knechte Du getödtet, deſſen Hausfrau Du mißhandelt haſt. Sieh, ich habe geſchworen, Dich von den Zinnen meiner Burg in den Abgrund zu werfen, daß Dein verfluchter Leib eine Speiſe der Raben und Wölfe werde. Es hätte ſchon geſchehen können; aber

ich bin kein feiger Böſewicht, wie Du, und wollte Dich nicht im Schlafe dem Verderben weihen." — Nun winkte er ſeinem Burgvoigt, den er vor wenig Stunden aus ſeinem Verließ befreit hatte, und befahl ihm, den ſchwarzen Benno loszubinden. Dann ließ er ihm ein Schwert reichen, ſpie ihm in's Antlitz und ſagte: „Nun, Böſewicht, kämpfe um Dein Leben." Da faßte Benno die Wuth der Verzweiflung und er fiel den Grafen mit Ebersgrimm an. Dieſer aber, ein geübter Fechter und beſonnener Held, ſtieß ihm nach kurzem Kampfe das Schwert zwiſchen die Rippen; dann hob er ihn mit gewaltigen Armen empor und löſete ſein Gelübde. An den Felſen gräßlich zerſchellt, lag nach einigen Augenblicken Benno's Leichnam, ein zerſchmetterter, formloſer Fleiſchklumpen, tief unten im Thale.

Nun ſtrafte der Graf die Söldner des ſchwarzen Benno; aber nicht am Leben. Jeder empfing eine Tracht derber Peitſchenhiebe; dann wurden ſie unter Spott und Hohn aus der Burg gejagt. Dem faulen Dachspeter, der einſt den Verräther geſpielt, wurde aber die ſchwerſte Strafe. Der Graf verurtheilte ihn, für Zeitlebens Eſelsdienſte zu thun und jeden Tag einen großen, ſchweren Sack Mehl zur Burg hinauf zu ſchleppen. Den treuen Burgvoigt belohnte er reich und eben ſo die Knechte des Grafen von Altena. Von der Zeit an lebte er noch viele Jahre mit Weib und Kindern fröhlich und zufrieden.

Zum Schluſſe ſeines Lebens aber, als ſeine Hausfrau längſt heimgegangen und ſeine Kinder erwachſen waren, heftete er noch einmal das Kreuz auf ſeine Schultern und zog wieder nach dem heiligen Lande, um die Saracenen zu bekämpfen. Dort ſoll er mit zweien ſeiner Söhne den Heldentod geſtorben ſein.

Inhalt.

Die Gründung des Kloſters zu Weddinghauſen 5
Der Pfarrer und der Zigeuner 29
Der Kuckuk auf dem Zaune 40
Ritter Themo, der Würfelſpieler zu Soeſt 56
Friedrich Flender zu Siegen 67
Der Bäcker zu Dortmund 83
Das Wichtelweibchen im Münkenloch 93
Wunderbares Abenteuer eines Paderborner Schneiders . 104
Wie der Teufel in Hamm Gerechtigkeit handhabte . . . 112
Das verfluchte Gold bei Hagen 128
Der Wunderbrunnen in Blomberg 140
Graf Friedrich von Iſenburg 146
Die Bekehrung Wittekind's 152
Die treue Frau des Ritters von Kluſenſtein 158

3 2044 023 773 773